

Karl-Heinz Ohlig

Perspektiven

In den 55 Jahren des Bestehens von imprimatur gab es viele Krisen, in Politik, Gesellschaft und auch in der Kirche. Dennoch hat man den Eindruck, die Situation jetzt, wo wir mit den Publikationen aufhören, sei schlimmer als alle vorherigen Schwierigkeiten. Wir werden sie nicht mehr kritisch begleiten und können nur hoffen, dass sie in passabler Weise bewältigt werden.

Das Christentum, und darin vor allem die katholische Variante, hatte schon in der ganzen vorherigen Zeit tiefgreifende Probleme zu bewältigen bzw. zu vernachlässigen. Aber es scheint so, als sei die heutige Krise schwerwiegender als alles vorher. Es gibt durchaus ein teilweise gewachsenes Interesse vieler Gläubiger, Fehlentwicklungen zu korrigieren, vor allem: sich zu engagieren und selbst mitzubestimmen. Die Mündigkeit und das autonome Urteilen und Handeln sind gewachsen, eine passive Hinnahme von Traditionen und Entscheidungen der Hierarchie schwindet, wenigstens hierzulande.

Im katholischen Bereich stehen zur Zeit vor allem Fragen der kirchlichen Praxis im Raum: Vor allem der heutzutage völlig unverständliche Ausschluss der Frauen vom Priestertum, das Beharren auf der Zölibatspflicht, das Fehlen einer unabhängigen Justiz, die rechtliche Dominanz von Bischöfen und Päpsten, die auch die Glaubensinhalte gemäß ihren beschränkten Kenntnissen bestimmen wollen, usw.

Diese Fragen müssen gelöst werden, wenn kirchliches Leben noch funktionieren soll. Man hat allerdings den Eindruck, dass alles beim Alten bleibt. Der Ad-limina-Besuch der deutschen Bischöfe war ernüchternd, und auch die Rolle des Papstes scheint nicht hilfreich zu sein. Die Aussichten für Korrekturen im Sinne des Synodalen Wegs sehen nicht gut aus, obwohl dieser keineswegs ein deutscher Sonderweg ist, sondern auch aus vielen anderen Ländern unterstützt wird.

Was dabei noch gar nicht thematisiert wurde, ist die theologische Herausforderung, vor der das Christentum heute und in Zukunft stehen wird. Wie alle Weltreligionen ist das Christentum in mythischen Zeiten entstanden und hat in ihnen die bis heute grundlegenden Auffassungen formuliert. Diese werden in nicht wenigen Regionen, in denen das Christentum heimisch geworden ist, wohl noch ungebrochen akzeptiert. In der Westlichen Welt aber sind die aus der Tradition überkommenen Dogmen und Wertschätzungen für viele Christen, die kritisch zu denken gewohnt sind, oft nicht mehr annehmbar; sie sind Hindernisse für ein modernes Christsein. Hierzu gehören die sakralen theologischen Vorstellungen z.B. von der Vergottung Jesu, von der Trinität, der Erbsünde, der Rechtfertigungslehre, der angeblich neutestamentlich und in einer Tradition von Anfang an begründeten Rolle des Papsttums usw.

Die kritische Analyse dieser mythischen Auffassungen wird nicht ohne Erschütterungen erfolgen können, ist aber für ein Christentum, das auch in Zukunft für mündige Menschen lebbar sein will, unausweichlich.

Hinzu kommen die Probleme, die sich aus der weltweiten Verbreitung des Christentums ergeben. Wo das Christentum heimisch wird, inkulturiert es notwendig in die regionalen Traditionen. Und diese kennen keine Vergangenheit hellenistischer und lateinischer Art. Dort bürgern sich Varianten ein, die mit den Mitteln der eigenen ererbten Auffassungen ihren Glauben formulieren. Oft werden die in der Mission vermittelten europäischen Theologumena nur noch formal überliefert, spielen aber für das eigene Christsein kaum eine Rolle. Es wird in Zukunft schwieriger werden, die Spannung zwischen landeskirchlicher und allen gemeinsamer Basis auszuhalten und Minimallösungen zu finden.

Die Kirche(n) hat (haben) einen nicht leichten Weg vor sich, den sie hoffentlich einigermaßen bewältigen kann. Dass das Christentum in der Welt von morgen eine Rolle spielen kann, ist für die Humanisierung von Gesellschaften notwendig.

Rudolf Uertz

Wie ist Autonomie gemeint?

Zum Verständnis von Gewissensfreiheit, sittlicher Autonomie und Verantwortungsethik in Theologie und Kirche

Darum war es eine besondere neue Art des Kampfes, als die Katholische Kirche im 18. Jahrhundert einen Gegner fand, der ihr gerade die Idee der Humanität entgegenhielt.

(Carl Schmitt¹)

Kaum ein Katholik im deutschsprachigen Raum nimmt noch das Bußsakrament – auch nicht als Sakrament der Versöhnung – wahr. Zumal im Bereich des ehelichen, partnerschaftlichen und sexuellen Lebens gehen die meisten nach ihren eigenen Gewissensentscheidungen vor. Tatsächlich hatte sich in den 1960er Jahren eine „offene Katholizität“ entwickelt (Franz Böckle²). Die Verbindlichkeit der kirchlichen Ehe- und Sexualmoral tritt erst bei Gelegenheiten der 4. Vollversammlung des „Synodalen Wegs“ (8.-10. September 2022 in Frankfurt) wieder auf, wo das umfassende Grundsatzpapier ‚Leben in gelingenden Beziehungen‘ zwar mehrheitlich Zustimmung erfuhr, aber an der Sperrminorität des Episkopats scheiterte. Eine Minderheit der deutschen Bischöfe konnte oder wollte wohl nicht zustimmen.

Zweifelloos hat das Bußsakrament mit der kanonischen Pflicht zur jährlichen Beichte aller erwachsenen Gläubigen seit dem IV. Laterankonzil (1215) zu einem „Modus der Unterwerfung unter die Macht der Kirche“ geführt, „an der nun kein Weg mehr vorbei zu Gott führte“. ³ Hier war „echte, durch-

greifende Gesetzgebung intendiert, die das Verhalten jedes einzelnen Christen leiten und normieren“ wollte.⁴

Wort der Kirche = Gottes Wort?

Mit dem von Papst Johannes XXIII. (1958–1963) einberufenen II. Vatikanischen Konzil (1962–1965) und seinen Enzykliken *Mater et magistra* (1961) sowie *Pacem in terris* (1963) gingen im Strom der allgemeinen gesellschaftlich-kulturellen Aufbruchsstimmungen der 1960er Jahre auch im Katholizismus beachtliche Liberalisierungsbewegungen einher. Doch mit der Veröffentlichung der Enzyklika *Humanae vitae* Papst Pauls VI. (1968), drei Jahre nach Konzilsende, wurde dem Schwung und dem kirchlichen Engagement vieler Christen bereits ein Ende gesetzt. Desillusioniert ignorierten die Gläubigen die Mahnungen des kirchlichen Lehramtes in Fragen der Ehe- und Sexuallehre und folgten ihrem eigenen Gewissen. Hieß es nicht in der Pastoralkonstitution des II. Vatikanischen Konzils: „Das Gewissen ist die verborgenste Mitte und das Heiligtum im Menschen, wo er allein mit Gott ist, dessen Stimme in diesem Innersten zu hören ist (Pastoralkonstitution *Gaudium et spes*, Nr. 16).“

Stephan Pfürtnner kommentiert: „Dieser Text sollte so offenkundig sein, dass er nicht dialektisch umgedeutet werden kann. Denn von ‚Gott allein‘ und von ‚dessen Stimme‘ ist die Rede, dem anthropologisch eine Sphäre – nämlich ‚das Innerste‘ des Menschen – entspricht. Das aber heißt, dass an diese Stelle sich keine menschliche Instanz oder Macht zu setzen habe. In theologisch unverantwortlicher Weise werden jedoch von Papst Johannes Paul II. die Kirche und die Stimme ihres Lehramtes mit Gott und seinem Wort der Wahrheit gleichgesetzt. Die päpstliche Position lautet: Nur wer das Wort der Kirche hört, vernimmt auch Gottes Wort, alles andere ist eben nicht ‚Stimme Gottes‘, sondern wird als ‚eigene Meinung‘ oder ‚Meinung von Theologen‘ gegenüber der ‚sicheren Lehre des Lehramtes‘ diskriminiert. Denn ‚das Lehr-

¹ C. Schmitt: Römischer Katholizismus und politische Form (1923).

² F. Böckle: Päpstliche Autorität und Freiheit des Gewissens, in: Soziale Ordnung 3-1989, 16f.

³ F.-X. Kaufmann: Kirche in der ambivalenten Moderne (2012), 155; neu (!): F.-X. Kaufmann: „Ka-

tholische Kirchenkritik. „...man muss diese versteinerten Verhältnisse dadurch zum Tanzen zwingen, dass man ihnen ihre eigene Melodie vorsingt!“, Luzern 2022.

⁴ M. Ohst: Pflichtbeichte (1995), S. 14f.

amt der Kirche ist von Christus eingesetzt worden, um das Gewissen zu erleuchten'. Wer sich in eigener Gewissensentscheidung vom kirchlichen Lehramt distanziert, dürfe sich nicht auf die katholische Auffassung über eben dieses Lehramt oder auch über das sittliche Gewissen berufen".⁵ Ebenso argumentiert Kardinal Ratzinger in der „Instruktion über die kirchliche Berufung des Theologen".⁶ Pfürtnner kommentiert: Es widerspricht „den fundamentalen Artikeln der Gotteslehre und der theologischen Ethik, die Worte von Kirche oder Papst mit dem Wort Gottes gleichzusetzen und ihnen in den Gewissen der Menschen seine Verbindlichkeit auszusprechen."⁷

Auf dem Moralthologie-Kongress 1988 in Rom hat Johannes Paul II. gar einen *Offenbarungscharakter* der Enzyklika *Humanae vitae* hervorgehoben. Gleichzeitig verurteilte der Papst all „diejenigen, die sich nicht nach der kirchenamtlich-katholischen Lehre verhielten". Diese „würden gegen die Menschenwürde, gegen das sittlich qualifizierte Gewissen, gegen das Kreuz Christi und die Heiligkeit Gottes verstoßen."⁸ „Die Gesamtheit der Wahrheiten", so fährt der Papst fort, „die dem Verkündigungsdienst der Kirche anvertraut sind, bildet ein einiges Ganzes, eine Art Symphonie, in der sich jede Einzelwahrheit harmonisch mit den anderen verbindet (...). Man kann daher nicht sagen, ein Gläubiger habe sich sorgfältig um die Wahrheit bemüht, wenn er das nicht berücksichtigt, was das Lehramt sagt".⁹ Schließlich hat Johannes Paul II. zehn Jahre später in dem *Motu proprio Ad tuendam fidem* (1998) „zum Schutz des Glaubens der katholischen Kirche gegenüber den Irrtümern" die Lehren von *Humanae vitae* in das kirchliche Gesetzbuch

als „von Gott geoffenbarte Wahrheit" aufgenommen,¹⁰ was den Kirchenrechtler Thomas Schüller ironisch von einem „Dogma light" sprechen lässt.

Rückfall in die Neuscholastik

Eine ideengeschichtliche Betrachtung des Werdegangs von *Humanae vitae* von seiner Veröffentlichung im Jahre 1968 bis zu einer verbindlichen kirchlichen Lehre mit Offenbarungscharakter 1998 führt zeitlich und sachlich zurück in die neuscholastische Phase der Kirche des 19. Jahrhunderts und des I. Vatikanischen Konzils (1869/70). Die Neuscholastik setzte in Italien in der ersten Jahrhunderthälfte ein, fast zeitgleich mit dem Beginn des Pontifikats Pius' IX. (1846–1878).¹¹ „Die neuscholastische Naturrechtslehre war von vorherein mit einer spezifischen Schwierigkeit belastet. Ihre kirchenamtliche Sanktionierung wurde zum Handicap".¹² Die neuscholastischen Autoren (z. B. L. Taparelli) verfolgten das Ziel, den Katholiken „einen richtigen Begriff von kirchlichen und staatlichen Verhältnissen zu geben". Ihre Rezeption wurde „zur Kampfparole eines polemisch nach innen geschlossenen Katholizismus".¹³

Das neuscholastische Naturrecht versteht sich als eine theologisch-kirchlich angeleitete und sanktionierte Lehre, eine spezifisch katholische Naturrechtslehre, die von der noch im frühen 19. Jahrhundert von katholischen Juristen vertretenen „juristischen Naturrechtslehre" zu unterscheiden ist.¹⁴ Das heißt, dass das neuscholastische Naturrecht gemäß kirchlich-lehramtlichem Verständnis die Funktion hat, als „verlängerter Arm der Kirche" im Sinne ihrer spezifischen geistlichen und weltlichen Interessen in der „natürlichen Gesellschaft des

⁵ Johannes Paul II.: Ansprache - Internationaler Kongress für Moralthologie in Rom, am 12.11.1988, in: L'Osservatore Romano vom 25.11.1988, Nr. 4.

⁶ Glaubenskongregation 1990: *Instruktion über die kirchliche Berufung der Theologen*, Nr. 28–39; dt. in: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Theologie und Kirche. Dokumentation, Arbeitshilfen H. 86, Bonn 31.03.1992, S. 104–125.

⁷ Zitate nach St. Pfürtnner: Sexualfeindschaft und Macht. Eine Streitschrift für verantwortete Freiheit in der Kirche, Mainz 1992, S. 34f.

⁸ St. Pfürtnner: Sexualfeindschaft, S. 13f.

⁹ Johannes Paul II. Ansprache (25.11.1988), Abs. 3–4, zit. nach Pfürtnner, ebd.

¹⁰ Vgl. R. Uertz: Vom Dekalog bis zu Papst Franziskus, in: imprimatur 4-2017.

¹¹ Vgl. L. Taparelli: Versuch eines auf Erfahrung begründeten Naturrecht (ital. 1840/43, dt. 1845).

¹² A. Hollerbach: Das christliche Naturrecht im Zusammenhang des allgemeinen Naturrechtsdenkens, in: F. Böckle/E.-W. Böckenförde: Naturrecht in der Kritik (1973), S. 28.

¹³ H. Maier, Kirche und Gesellschaft (1972), S. 224 f.

¹⁴ Vgl. G. Hammerstein: Die Entwicklung des Naturrechtsgedankens in der katholischen Rechtsphilosophie des 19. Jahrhunderts, hg. von R. Uertz (2017).

konfessionell und weltanschaulich pluralistischen modernen Staates“ zu fungieren.¹⁵

Pius IX. förderte diese philosophisch-theologische Doktrin mit dem Ziel, durch Verurteilung innerkirchlicher theologischer Richtungen, die sich „wohlwollend zu Thesen der Aufklärung“ verhielten, das rationalistische Naturrecht im katholischen Denken auszumerzen.¹⁶ Entsprechend hat das Lehramt spezifische Charakteristika der Neuscholastik, so die Synthese von Theologie und Philosophie, durch zwei Beschlüsse des Vatikanischen Konzils (1869/70) abgestützt. Zum einen durch die These, dass Gott mit bloßer Vernunft erkannt werden könne, und zum anderen, durch die These, dass sich Glaube und Vernunft prinzipiell nicht widersprechen könnten, da dies im Widerspruch stehe zum Dogma, wonach Schöpfung und Offenbarung beide von Gott stammten.

Schließlich machte Leo XIII. in seiner Antritts-Enzyklika *Aeterni patris* (1879) allen katholischen Lehrern der Theologie und Philosophie „das Studium sowie die Erneuerung und Weiterbildung der Lehren des Thomas von Aquin“ zur Pflicht. Auch seine Nachfolger Pius X., Pius XI. und Pius XII. (1939-1958) beriefen sich in ihren Stellungnahmen häufig auf das „Naturrecht, dessen Begriff schließlich auch in das kirchliche Gesetzbuch, den Codex Iuris Canonici“, aufgenommen wurde.

Die moralischen „Glaubenswahrheiten“

Josef Fuchs, einer der renommiertesten Theoretiker der katholischen Naturrechtslehre (F.-X. Kaufmann), charakterisiert in seiner Arbeit *Zur Theologie des Naturrechts* „die Bezeugung eines geltenden Naturgesetzes und Naturrechtes durch das kirchliche Lehramt (...) in einer Weise, die nicht daran zu zweifeln erlaubt, dass es sich hier um eine Glaubenswahrheit handelt“.¹⁷ J. Fuchs (1912–2005), der in Frankfurt-St. Georgen und an der Gregori-

ana in Rom Moraltheologie lehrte, begründet die Ausweitung der natürlichen Gotteserkenntnis durch das I. Vatikanum (1869/70) mit den Intentionen dieses Konzils. Die Konzilsakten zeigten, dass „die Väter des Konzils sich durchaus klar darüber“ gewesen sind, dass die „so umschriebene grundlegende Erkenntnis Gottes nicht nur theoretische, sondern auch praktische Gotteserkenntnis besage, also die Erkenntnis (wenigstens) der *grundlegenden* Prinzipien der Sittlichkeit“ im Sinne ihrer praktischen Anwendung einschließe.

In der Ehe-Enzyklika *Casti connubii* Pius' XI. (1930) und der ihren Leitideen folgenden Enzyklika Pius XII., *Humani generis – Über einige falsche Ansichten, die die Grundlagen der katholischen Lehre zu untergraben drohen* (1950), wird jeweils unter Verweis auf entsprechende Beschlüsse des I. Vatikanums „ausdrücklich zwischen Erkenntnis Gottes und Erkenntnis des Naturrechts“ unterschieden, „um nun auch *ausdrücklich* alles, was das Vatikanum über die Gotteserkenntnis darlegt, über die natürliche Sittlichkeitserkenntnis auszusagen“.

In seiner wissenssoziologischen Untersuchung der Naturrechtslehre der Neuscholastik zeigt F.-X. Kaufmann auf, dass „sich ein expliziter Rekurs auf das Naturrecht“ in einem päpstlichen Dokument erstmals in der Enzyklika *Quanto conficiamur moerore* (1863) Pius' IX. befindet. Dabei ist die Berufung des Papstes auf einen Konzilsbeschluss von besonderem Interesse, weil es sich hier um die einzige Belegstelle handelt, die nach der Lehre der Kirche mit der Qualifikation des *unfehlbaren Lehramts* der universalen Kirche ausgestattet ist. Es handelt sich um die dogmatische Konstitution „De Fide“ des I. Vatikanums.¹⁸ Dessen Definitionen legten die „Möglichkeit einer natürlichen Gotteserkenntnis unabhängig von der heilsgeschichtlichen Offenbarung“ dar. So vertritt Fuchs die These, dass diese Lehre des Konzils „über die Gotteserkenntnis“ zwangsläufig auch die (praktische) „Naturrechtserkenntnis“ einschließe.

Einem solchen Argument kommt nach Kaufmann „keinerlei dogmatische Bedeutung zu“. Es sei im Übrigen nicht einzusehen, wieso „die Lehre über die natürliche

¹⁵ Vgl. G. Söhngen: Natürliche Theologie (I), in: Lexikon für Theologie und Kirche (LThK), Bd. 7 (1962), Sp. 811 ff.

¹⁶ F.-X. Kaufmann: Wissenssoziologische Überlegungen, in: Böckle/Böckenförde, S. 134f.

¹⁷ F.-X. Kaufmann: Wissenssoziologische Überlegungen, 135; vgl. J. Fuchs: Lex naturae. Zur Theologie des Naturrechts (1955), 11 f.

¹⁸ Vgl. P. Hünermann, Enchiridion (1991), Nr. 3004 f., 3115ff., 3041.

Erkennbarkeit Gottes auch die natürliche Erkennbarkeit der allgemeinen Pflichten gegen Gott, also bestimmte sittliche Folgerungen im Rahmen allgemeiner Naturrechtslehre“ beinhalte. „Offensichtlich ging es jedoch dem Autor des Staatslexikons im Jahre 1960 darum, die päpstliche Autorität in Naturrechtsfragen zu erhöhen.“¹⁹

Das Gewissen als Appendix kirchlicher Verkündigung

Pius XII. schließt sich in seiner Enzyklika *Humani generis* (1950) der Lehre seines Vorgängers Pius XI. von 1930 an und dekretiert, dass der besonderen Stellung des Naturrechts, dem Kontext der Heilsordnung gemäß, die autoritative Feststellung durch das Lehramt der Kirche nicht nur bezüglich des geoffenbarten Gesetzes zustehe; vielmehr gelte dies auch für die natürliche bzw. die Vernunftkenntnis von Sitte und Recht. Dem Lehramt der Kirche falle entsprechend die Aufgabe zu, gemäß der Heilsordnung das Naturrecht zu interpretieren und das Gewissen der Katholiken zu erleuchten. Die Frage der Gottunmittelbarkeit des Christen und seines freien Gewissens wird in der Enzyklika *Humani generis* nicht angesprochen. Vielmehr versteht Pius XII. das Gewissen der Christgläubigen lediglich als Appendix, als Anhängsel an den Verkündigungsauftrag des päpstlichen Lehramtes.

Das *Motu proprio Ad tuendam fidem* (1998) greift auf ähnliche Gedanken zurück, wie sie Josef Fuchs in seiner „Theologie des Naturrechts“ ausspricht. Denn die von ihm in neuscholastischer Manier definierte „Bezeugung eines geltenden Naturgesetzes und Naturrechtes durch das kirchliche Lehramt“ im Sinne einer „Glaubenswahrheit“ betrifft ähnlich auch die „Glaubenswahrheit“ von *Humanae vitae* (1968), letztere eben nach ihrer dogmatischen Erhebung von 1998.²⁰

¹⁹ F.-X. Kaufmann, S. 154 f.; vgl. J. Fuchs: Naturrecht IV, in: Staatslexikon, Bd. 6 (1960), Sp. 691, wo es heißt: „Was die Offenbarung und als ihre Interpretin die Kirche (je nach dem Einsatz ihrer Autorität unfehlbar oder doch authentisch lehrend) in Naturrechtsfragen vorlegen, füllt vor allem Lücken menschlichen Erkennens aus.“

²⁰ J. Fuchs hat mit seiner *Theologie des Naturrechts* für das päpstliche Lehramt wichtige Vorarbeiten geleistet. St. Pfürtners: *Naturrecht und Krise des*

Autonome Moral, Verantwortungsethik und das kirchliche Lehramt

Seit den späten 1960er Jahren haben sich die Vertreter der Moralthologie und der (christlichen) Sozialethik in verschiedene Schulen aufgeteilt. Man musste doch Stellung beziehen gegenüber der pianischen Verkündigungsrhetorik, die ihre Spuren noch bis ins Pontifikat Johannes XXIII. und darüber hinaus zog. So heißt es noch im Artikel „Gewissensfreiheit“ im *Lexikon für Theologie und Kirche* (1960): „Für den Gläubigen ist gegenüber dem kirchlichen Lehramt eine Berufung auf Gewissensfreiheit innerlich sinnwidrig, soweit die Kirche unmittelbar als von Gott eingesetzte, in seinem Namen und unter der Gewähr seines Beistandes wirkende unfehlbare Vermittlerin der göttlichen Offenbarung tätig und als solche erkannt ist; sonst ist für den Christen auch ihr gegenüber bei Wahrung der gläubig-pietätvollen Achtung der kirchlichen Lehr- und Leitungsautorität eine Berufung auf Gewissensfreiheit denkbar. Die kirchlichen Strafen wollen nicht als Zwangsmaßnahmen ein Handeln gegen das Gewissen erreichen, sondern wirken als geistliche Nachteile auf die Motivierung der Gewissensbildung ein und setzen schwere sittliche Schuld, also Handeln wider besseres Wissen und Gewissen voraus.“²¹

So bildeten sich im Wesentlichen zwei Schulrichtungen heraus. Eine größere Gruppe bezeichnete ihre Moralthologie als *Glaubensethik*. Man wollte sich – mit mehr

Lehramts, in: Böckle/Böckenförde, S. 198, zeigt, dass Fuchs' Publikation *Situation und Entscheidung. Grundfragen christlicher Situationsethik* (1952) „in der gedanklichen Konzeption (...) viele Ähnlichkeiten“ mit „Ansprachen von Pius XII.“ aufweist. – Fuchs wurde von Paul VI. in die *päpstliche Studienkommission zu Fragen der Bevölkerungspolitik und der Geburtenkontrolle* (1964–1966) berufen. Im Nachruf von J. Sautermeister auf den Jesuiten Josef Fuchs (1912–2005) ist zu lesen, dass sich in dessen Denken „deutlich der paradigmatische Wechsel von einer aktzentrierten, neuscholastisch-naturrechtlichen Moralthologie hin zu einer personal-naturrechtlichen Moralthologie beobachten“ lasse. Es ist naheliegend, dass Fuchs' spätere Hinwendung zur subjektorientierten Morallehre durch die Diskussionen und Kontroversen des interdisziplinären Expertengremiums der *Studienkommission* angeregt wurden (Stimmen der Zeit, 7-2012, S. 498 ff.).

²¹ R. Hofmann: Gewissensfreiheit, in: LTHK, Bd. 4, (1960), Sp. 870 ff.

oder weniger starken Modifizierungen – am kirchlichen Lehramt und Bußinstitut ausrichten.²² Ein zweiter Kreis von Moralthologen und Sozialethikern orientierte sich vor allem an der philosophischen und humanistischen Ethik. Alfons Auer und sein Tübinger Kollege Wilhelm Korff waren die renommiertesten Vertreter einer *autonomen Moral*.²³ In Korffs Konzept versteht sich Ethik als Wissenschaft vom menschlichen Handeln – im Spannungsfeld von Vernunft und Glaube. Ähnlich sieht auch Alfons Auer seine *autonome Moral* nicht im Gegensatz zur Theologie.

Bemerkenswert ist die Abgrenzung der Vertreter einer Glaubensethik von den Kollegen der autonomen Moral. Sie kritisieren, dass sich diese einer anderen „Legitimationsinstanz“ zuwenden: „An die Stelle von Autorität und Tradition tritt die Vernunft.“²⁴ Anfang der 1970er Jahre erscheinen in kurzen Abständen eine Vielzahl moraltheologischer, sozialethischer und philosophisch-ethischer Lehrbücher – mit mehr oder weniger starkem Bezug auf Texte des II. Vatikanischen Konzils. Bedeutende liberale moraltheologische Autoren, die sich weder der einen noch der anderen Richtung eindeutig zuordnen ließen waren u.a. Franz Böckle, Bruno Schüller und Johannes Gründel. In späteren Jahren gesellten sich auch Moralthologinnen hinzu.

In meiner Publikation *Vom Gottesrecht zum Menschenrecht* (2005) habe ich die Entwicklung des katholischen Staatsdenkens von der Französischen Revolution (1789) bis zum II. Vatikanischen Konzil (1962-1965) vorgestellt. Ich verfolge dabei zunächst die radikale Ablehnung der Menschenrechte durch die Päpste des 19. und 20. Jahrhunderts. In einem zweiten Teil beleuchte ich die verschiedensten Facetten der Neuscholastik, um im dritten Teil unter der Leitidee „Von der Neuscholastik zur politischen Ethik“ die Entwicklungen zu markieren: die allmähliche Annäherung bis

hin zur Anerkennung der Menschenrechte in den Sozialenzykliken Johannes XXIII. sowie in einigen Texten des II. Vatikanums (1962-1965), zu denen auch zahlreiche Philosophen, Juristen, und Theologen (Kleriker und Laien) national und international fundamentale Beiträge geleistet haben.

Ernst-Wolfgang Böckenförde, auf dessen einschlägige Vorarbeiten ich mich unter anderem stützen konnte, hat in einer Rezension in der FAZ meine Arbeit gewürdigt, wobei er unter anderem auch meine Auseinandersetzung mit der Neuscholastik besonders hervorhebt. Doch bemerkt er: „Bei aller Qualität, die das Buch auszeichnet, in einem Punkt muss widersprochen werden. Uertz sieht die Entwicklung zum christlichen Personalismus und zum Recht der Person in der Anerkennung der Religionsfreiheit stets auch als eine solche zur ‚autonomen Sittlichkeit‘ und autonomer Rechtserkenntnis von den einzelnen her. Das ist eine Überinterpretation.“ Böckenförde sieht durch die von mir hervorgehobene „autonome(.) Sittlichkeit“ die „Lehrautorität“ wie auch die „indirekte Gewalt“ der Kirche nicht angemessen berücksichtigt. Auf diese Weise würde für die „Verbindung von christlicher Wahrheit und Freiheit (...) zu sehr die Gefahr bestehen, dass die „Wahrheit verdampft“.²⁵

Böckenförde bezieht sich in seiner Kritik wohl auf den vorletzten Artikel (Nr. 14) der *Erklärung über die Religionsfreiheit, Dignitatis humanae*, des Konzils.²⁶ Dort heißt es unter Bezug auf eine Radioansprache Pius' XII. von 1952. „Bei ihrer Gewissensbildung müssen jedoch die Christgläubigen die heilige und sichere Lehre der Kirche sorgfältig vor Augen haben. Denn nach dem Willen Christi ist die katholische Kirche die Lehrerin der Wahrheit“; ihre Aufgabe sei es, authentisch „die Prinzipien der sittlichen Ordnung, die aus dem Wesen des Menschen selbst hervorgehen, autoritativ zu erklären und zu bestätigen“.

Nun beziehe ich meine Kernaussage des Rechts der Person aber nicht auf die *Erklärung über die Religionsfreiheit* des Konzils,

²² Vgl. K. Hilpert/H. Oberhem: Ethik, in: Wörterbuch Christlicher Ethik, hg. von B. Stoeckle (1975), S. 69 ff.; Einleitung von B. Stoeckle: Zur Situation theologischer Ethik, S. 11ff.

²³ Vgl. A. Auer: Autonome Moral und christlicher Glaube (1971); W. Korff: Theologische Ethik (1975). Zu Korffs autonomer Moral vgl. Uertz: Der Dekalog. Seine theologischen und philosophischen Dimensionen, in: imprimatur 2-2019.

²⁴ K. Hilpert: Autonomie, in: Wörterbuch, S. 32.

²⁵ E.-W. Böckenförde: „So ist Autonomie nicht gemeint“. Rudolf Uertz über Wandlungen des katholischen Staatsdenkens, in: FAZ, 25.04.2005, S. 42.

²⁶ K. Rahner/H. Vorgrimler: Kleines Konzilskompendium (1972), S. 673 ff.

sondern vielmehr auf die Enzyklika *Pacem in terris* Johannes' XXIII. (1963), die selbstredend in *Dignitatis humanae* (Nr. 1, 2 und öfter) angesprochen wird. Aber entscheidend für meinen Bezug auf die *autonome Sittlichkeit* ist *Pacem in terris*, deren freiheitlich-natürliche Fundierung menschlicher Erkenntnis und Sittlichkeit in der konziliaren Lehre nicht konsequent weiterverfolgt wird.²⁷ *Pacem in terris* ist unzweifelhaft fester Bestandteil des kirchlichen Lehramts. *Dignitatis humane* behandelt ein anderes Thema.

Ich zitiere abschließend die Enzyklika *Johannes XXIII.* sowie ihre Erläuterungen durch den Sozialethiker Oswald von Nell-Breuning.

„Jedem menschlichen Zusammenleben, das gut geordnet und fruchtbar sein will, muss das Prinzip zugrunde liegen, dass jeder Mensch seinem Wesen nach Person ist. Er hat eine Natur, die mit Vernunft und Willensfreiheit ausgestattet ist; er hat daher aus sich Rechte und Pflichten, die unmittelbar und gleichzeitig aus seiner Natur hervorgehen. Wie sie allgemein gültig und unverletzlich sind, können sie auch in keiner Weise veräußert werden (*Pacem in terris*, Nr. 9).“

„Der Umstand, dass der Papst die *Personhaftigkeit* des Menschen damit begründet, dass er seiner Natur nach mit Vernunft und freier Selbstbestimmung ausgestattet ist, *ohne* bei dieser Gelegenheit daran zu erinnern, dass ihm dies von seinem Schöpfer geschenkt ist und dass darin seine natürliche Gottebenbildlichkeit besteht, spricht dafür, dass er die Erkenntnis der transzendenten Dimension *nicht* als unerlässliches Erfordernis für die Erkenntnis des natürlichen Sittengesetzes bezeichnet, die Frage also zum mindesten offenlassen will. Dafür spricht auch, dass er von den Offenbarungswahrheiten sagt, dass wir in ihrem Licht ‚die Würde der menschlichen Person (...) noch viel höher (!) schätzen müssen‘, woraus klar erhellt, dass es, um die Personhaftigkeit und die Personwürde des Menschen zu erkennen, *nicht* der Offenbarung und der uns durch sie geschenk-

ten Bereicherung des Menschenbildes bedarf.

Man mag es bedauern, dass zu der Frage, wie weit es der Erkenntnis und der Anerkennung der transzendenten Dimension bedarf, um die Gesetze, die das Zusammenleben der Menschen in Wahrheit, Gerechtigkeit, Liebe und Freiheit regeln, aus der ‚Natur des Menschen‘ ablesen zu können, keine verbindliche Aussage des kirchlichen Lehramts vorliegt; solange das kirchliche Lehramt nicht gesprochen hat, muss es jedem freistehen, nach seiner eigenen besten Einsicht sich eine Meinung darüber zu bilden oder die Frage offenzulassen, *ohne* deswegen verketzert zu werden“.²⁸

Karl-Heinz Ohlig

Eine ketzerische Anmerkung

Der heftige Streit in der katholischen Kirche zwischen Vertretern einer heteronomen und einer autonomen Moral ist kurios. Die ersteren meinen, das sog. Lehramt besitze Offenbarungswahrheiten, die von den Gläubigen in Gehorsam anzunehmen und zu realisieren sind. Dagegen meinen die Verfechter einer autonomen Moral, die eigene Vernunft oder das persönliche Gewissen biete uns die Möglichkeit, selbst zu entscheiden, wie wir leben sollen. Allerdings vertreten beide Richtungen diese Varianten mit vielen Klimmzügen und Rekursen auf kirchliche Dokumente.

²⁷ Vgl. J. Isensee: Keine Freiheit für den Irrtum. Die Kritik der katholischen Kirche des 19. Jahrhunderts an den Menschenrechten als staatsphilosophisches Paradigma, in: Zeitschrift für Rechtsge-schichte 73 (1987), S. 296–336.

²⁸ O. von Nell-Breuning: Erläuterungen der lehramtlichen Dokumente, Wien ³1989, S. 103 f.; vgl. R. Uertz: Vom Gottesrecht zum Menschenrecht, S. 466 ff. – Einer der frühesten wissenschaftlich relevanten Hinweise auf *Pacem in terris* stammt von F.-X. Kaufmann: Wissenssoziologische Überlegungen, S. 133: „Eine theoretisch noch nicht verarbeitete Entwicklung deutet sich außerdem durch die Rezeption der quasi naturrechtlichen Menschenrechtsidee in der Enzyklika *Pacem in terris* des Papstes Johannes' XXIII. an.“

Dabei ist die Sache ganz einfach: Bisher konnte noch niemals eine Mitteilung aus dem Jenseits an Päpste oder Bischöfe nachgewiesen werden. Was sie an dogmatischen oder moralischen Lehren vertreten, lässt sich aber immer aufzeigen als Ergebnis von gesellschaftlichen Verhältnissen (z.B. Patriarchat), Einflüssen von hellenistischen, gnostischen oder sonstigen kulturellen Einflüssen (z.B. Minderbewertung der materiellen Dinge, inklusive des Leibes und aller möglichen Freuden, ideologische Hochschätzung angeblich geistiger Werte und Enthaltungen), oft auch von politischen Entwicklungen oder auch von individualgeschichtlichen Umständen (verklemmte Erziehung oder auch höchstpersönliche böse Erfahrungen) usf.

Was das sogn. Lehramt im Lauf der Jahrhunderte mit Rekurs auf die eigene amtliche Autorität als verbindlich verkündete und zugleich als geoffenbart (oft auch in unsäglich Exegese biblisch begründet) behauptet, sind Vorstellungen, die Päpste und Bischöfe meist aus der Tradition, dem Milieu, in dem sie leben, übernommen und gelegentlich vertieft haben. Sie sind Produkte menschlicher Überlegungen.

„Heteronome“ Moral kennt keine andere Wurzel als die autonome Moral, sie ist Ergebnis des Nachdenkens von Amtsträgern im Kontext von vielfältig beeinflussten gesellschaftlichen und kulturellen Gegebenheiten. Die sogn. heteronome Moral ist nichts anderes als die Summe autonomer Moralen der vergangenen Geschichte. Es stehen sich also nicht eine geoffenbarte und eine durch menschliches Nachdenken begründete Moral, sondern gegenwärtige und frühere Moral gegenüber. Natürlich sollte sich auch die gegenwärtig praktizierte autonome Moral mit den autonomen Moralen ihrer Vorgänger, also mit der angeblich heteronomen Moral, kritisch auseinandersetzen, sie nicht einfach ablehnen oder als normativ annehmen. Das Wissen, auch die Sensibilitäten für ethische Fragen ändern sich im Lauf der Entwicklung und führen notwendig auch zu neuen Perspektiven.

Rainer Isak

Dem Missbrauch der Macht widerstehen – eine Annäherung an Pierre Teilhard de Chardin

Naturwissenschaftler und Theologen begegnen sich selten. Sie leben in verschiedenen Welten. Der evangelische Theologe Karl Barth erklärte diese Trennung zum Prinzip: Den Versuch naturwissenschaftliche Vernunft und Glauben in Beziehung zu setzen, lehnte er als illegitime Grenzüberschreitung ab. Diese Parallelität der Welten - hier Naturwissenschaft, dort Glauben und Theologie - wirkt auf den ersten Blick erleichternd: Evolution und Schöpfung lassen sich friedvoll parallel denken, ohne miteinander in Beziehung zu treten.

Als Theologe, Philosoph und Biologe vermochte und vermag mich dieser Friede nicht zu überzeugen, lässt er mich doch existentiell schizophoren werden: *Ich* kann nicht als Biologe von blinder Evolution und gleichzeitig als Theologe von Gottes guter Schöpfung sprechen.

Schöpfung als Evolution neu zu denken, prägte das Denken des französischen Jesuiten Pierre Teilhard de Chardin (1881-1955). Begegnet bin ich Teilhard über den Freiburger Genetiker Carsten Bresch (1921-2020). Meine Annäherung an Teilhard begann in der Karwoche 1982, als Student arbeitete ich mich durch Breschs Buch „Zwischenstufe Leben“. Was hat das mit Theologie zu tun, dachte ich damals, und was ist das für eine abstrakte Weise, sich Evolution zu nähern?

Der großen Konvergenz seines Buches zum Denken Teilhards wurde sich Bresch erst bewusst, nachdem er eine Urfassung seines Buches Freunden zum Lesen gegeben hatte. Als Bresch danach selbst Teilhard zu lesen begann, strich er viele Sätze in Teilhards Büchern als „unverständlich“, „unklar“ u.ä.. Jahre später entfernte er diese kritischen Kommentare wieder. 2010 finden sich in Breschs Buch „Evolution, was bleibt

von Gott“ viele Begriffe und Ideen Teilhards. Anders als Teilhard blieb Bresch jedoch zeitlebens Naturalist: (Nur) die Naturwissenschaft öffnet uns den Weg, die Welt zu verstehen.

Auch meine Annäherung an Teilhard brauchte Zeit. Dem Naturwissenschaftler in mir erschien Teilhard zu mystisch-spekulativ, meinem theologisch und philosophisch suchendem Verstand zu wenig eingebunden in vertraute theologische oder philosophische Denkmuster. Heute scheint mir Teilhards Denken nun aktueller und wichtiger denn je. Ich versuche dies in fünf Thesen zu begründen.

1. Versöhnung von Evolution und Schöpfung: Schöpfung ist Vereinigung

Im Darwinismus scheint kein Platz für einen Schöpfer. Richard Dawkins spricht vom blinden Uhrmacher. Denn biologische Ordnung entsteht aus dem blinden Zusammenspiel von Zufall (Mutation/Sexualität) und Selektion. Der Nobelpreisträger Jaques Monod (1910-1976) forderte in seinem Buch „Zufall und Notwendigkeit“ deshalb einen kosmischen Existentialismus: den traurigen, endgültigen Abschied vom Glauben an die Sinnhaftigkeit unserer Existenz. Für Monod „muss der Mensch endlich aus seinem tausendjährigen Traum erwachen und seine totale Verlassenheit, seine radikale Fremdheit erkennen. Er weiß nun, dass er seinen Platz (...) am Rande des Universums hat, das für seine Musik taub ist und gleichgültig gegen seine Hoffnungen, Leiden oder Verbrechen.“

Die Mehrheit der Universitätsbiologen wird Monod vermutlich auch heute noch zustimmen. Teilhard (und Bresch) widersprechen, ohne den Darwinismus in Frage zu stellen. Dazu muss ich den Blick auf die Evolution weiten. Dann nämlich wird ein Muster deutlich, das die ganze Evolution durchträgt: Immer wieder entsteht aus bislang vereinzelter Entitäten durch Integration gänzlich Neues. Hier wird Evolution zur Schöpfung; „Schöpfung ist Vereinigung“ (Teilhard).

Ohne eine Versöhnung von Evolution und Schöpfung werden Theologie und die Rede vom Schöpfer substanzlos. Ich kenne kein alternatives tragfähiges Modell der Versöh-

nung. Ich weiß, dass die angloamerikanisch geprägte Prozesstheologie, die sich auf das Denken Alfred North Whiteheads bezieht, zurzeit den universitären Diskurs stärker prägt als Teilhard. Whitehead war Platoniker: Aus der Spekulation entstehen kreative Ideen; mir fehlt indes bei Whitehead die empirisch-aristotelische Rückkopplung zur Realität des „blinden“ Darwinismus.

2. Kosmische Eschatologie: Der kosmische Christus

Christus ist Alpha und Omega. Eine sinnhafte Welt ist geschaffen und kennt ein Ziel. Das Ziel der Evolution ist bei Teilhard die Integration, die Vereinigung. Integration beginnt, wenn sich Quarks zu Elementarteilchen vereinigen, sie tritt mit der Vereinigung von Makromolekülen zum ersten sich selbst replizierenden System in die Phase der biologischen Evolution. Mit dem Menschen beginnt die kulturelle Evolution. Der Mensch greift in die Natur ein, erschafft Kultur. Der Mensch „manipuliert“, die kulturelle Evolution liegt „in der Hand“ des Menschen. Auch hier gilt weiter das Prinzip der Vereinigung. Schon vor 100 Jahren prognostizierte Teilhard das Zusammenwachsen der Menschen zur Schicksalsgemeinschaft „Menschheit“, zur Schicksalsgemeinschaft Erde, wie wir sie zurzeit dramatisch erleben.

Doch Evolution kann scheitern. Auch das Scheitern liegt in unserer Hand. Den kalten Krieg konnten wir als Menschheit meistern; nun droht die Klimakatastrophe, nun tobt der Krieg in der Ukraine.

Die kosmische Utopie eines vollständig vernetzten, vereinten Kosmos deutete Teilhard als endgültige, eschatologische Verwirklichung des Reiches Gottes, als Wiederkunft Christi, als „kosmischen Christus“. Indem die New-Age-Bewegung der 90er Jahren diese eschatologische Utopie im Sinne ihrer Trivialisierung der Welt missbrauchte, bereitete sie Teilhards Ideen leider einen Bärendienst.

3. Panentheismus: Wir tragen die Verantwortung.

Teilhards Kosmologie erscheint fremd und kalt. Religiosität wurzelt im menschlichen

Bedürfnis, gesehen zu werden - von einem personalen Gott, vom himmlischen Vater, der göttlichen Mutter, die auf uns schauen.

Der Kosmos Teilhards scheint dagegen zu schweigen. Als Jesuit war Teilhard Theologe, Philosoph und Naturwissenschaftler: Paläoanthropologe. Deshalb war ihm der schweigende Gott des Deismus vertraut, ein Gott, der den Urknall bewirkt und die Schöpfung danach freigibt, sich ihr selbst überlässt. Der neuzeitliche Siegeszug der Naturwissenschaften bedeutete auch einen Siegeszug dieses deistischen Gottesbildes.

Auch Teilhards Gott greift nicht ein, er „respektiert“ die Naturgesetze; doch er wird wirksam durch Integration, durch Zusammenwachsen, durch „Liebe“. Sigurd Daecke schlug vor, vom Panentheismus Teilhards zu sprechen: Wenn aus Unordnung Ordnung, aus Chaos Kosmos wird, wird Gottes Schöpfungsgeist im Kosmos spürbar.

Dieser göttliche Geist wird heute wirksam, wenn sich Menschen miteinander und mit der Natur vernetzen, zu einer Symbiose integrieren. Die Zukunft der Erde liegt in unserer Hand. Panentheistische Ethik kann Verantwortung nicht auf Gott(es Eingreifen) delegieren. Hier sah Teilhard Analogien mit marxistischen Utopien.

Dennoch macht es Sinn, zu einem panentheistischen Gott zu beten. Ob ich ihn als „Alpha“ (Bresch) anspreche, als Mystiker von der Unendlichkeit des Seins oder dem absoluten Du spreche, oder ob ich in hinduistischer Tradition mit der Weltseele, dem Atman, in Beziehung trete. Resonanz mit dem, was wirklich trägt, stärkt meinen Geist, das Gute zu tun.

4. Machtlos gegen das Böse

Das Theodizee-Paradoxon bleibt ein Stachel der Theologie: Wie kann ein allmächtiger, guter Gott das Übel in seiner Schöpfung zulassen. Ein allmächtiger Gott handelt nicht nur gut und barmherzig, sondern erweist sich in der Geschichte und in der Natur auch als Ursprung des Bösen. Teilhards Gott verzichtet auf seine Allmacht. Er greift nicht ein. Er vertraut der Möglichkeit zur Integration, zur Liebe, in welcher er in seiner Schöpfung wirksam wird. In der kulturellen Evolution vertraut er der Fähigkeit

des Menschen zur Liebe, er schenkt dem Menschen die Freiheit, das Gute zu tun.

Für Bresch bedeutete das, bereit zu werden, auf Gewalt endgültig zu verzichten, wie er dies 1982, in der Hochphase des Kalten Krieges, als evolutionäre Begründung des Pazifismus beschrieb. Angriffskriege, Genozide, wie wir sie zurzeit wieder erleben, bringen den Pazifismus unter Beschuss. Umso wichtiger bleibt die Utopie des Pazifismus. Die Menschheit wird lernen, auf nationale Armeen zu verzichten - oder die Schöpfung wird im globalen Krieg scheitern.

5. Liebe statt Machtmissbrauch

Vor 100 Jahren wurde der junge Teilhard Professor in Paris. Die Studenten waren begeistert, die kirchliche Obrigkeit nicht. Zu mutig war sein Denken. Sein Orden schickte ihn als Paläoanthropologe in die chinesische Provinz, auch um ihn vor Rom zu schützen. Ein theologisches Publikationsverbot seiner Schriften hielt Teilhard ein; er sorgte jedoch dafür, dass seine Schriften posthum veröffentlicht werden konnten. Sie bewirkten (im katholischen Raum) eine intensive, schnelle Rezeption des Denkens Teilhards, das dadurch auch nachweislich Einfluss nahm auf zentrale Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils, welches so die Kirche als „Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (LG 1,1) kennzeichnen konnte. 100 Jahre nach seiner Geburt sah es 1981 nach einer offiziellen Rehabilitation durch Rom aus, bis dann 1982 Joseph Ratzinger Präfekt des Glaubenskongregation wurde.

Nun dominierten wieder die theologischen Kritiker Teilhards: Sein „Evolutionismus“ (Robert Spaemann) stelle das katholische Glaubensgut in Frage. Wohl weil ich einige dieser Kritiker in meiner Dissertation zu kritisieren wagte, habe auch ich dann die autoritäre Seite der Kirche erlebt, als ich meine Tätigkeit als Studienleiter an der katholischen Akademie in Freiburg aufgeben musste.

Teilhard nennt gelungene Integration „Liebe“. Liebe meint Verzicht auf Machtmissbrauch: Solange Menschen andere Menschen, solange Menschen die Natur zu beherrschen suchen, kann keine Liebe, kann

keine stabile Integration entstehen. Es gibt keine „heilige Herrschaft“ (griech. *hieros archē*). Hierarchie ist Blasphemie, Missbrauch Gottes. Reich Gottes im Sinne Teilhards fordert Bereitschaft zum Gewaltverzicht gegen Mensch und Natur.

(Zum Autor: Dr. Rainer Isak, geb. 1958, verh., 3 Kinder. Studium der Philosophie, Theologie und Biologie in Freiburg i. Br., 1991 Promotion im Grenzgebiet zwischen Theologie und Naturwissenschaften, Studienleiter an der Katholischen Akademie Freiburg, danach Lehrer für Religion und Biologie an Gymnasien, seit Februar 2022 im Ruhestand.)

An dieser Stelle würdigten wir bisher Theologen, die eine höhere Zahl von Lebensjahrzehnten abgeschlossen hatten und unserer Zeitschrift als Autoren verbunden waren. Es trifft sich gut, dass in der letzten Ausgabe von imprimatur erstmals eine Frau als Jubilarin zu würdigen ist, auf die beides zutrifft: Ida Raming hat im August dieses Jahres ihr 90. Lebensjahr vollendet. Seit vielen Jahren schreibt sie bei uns über ihr „Lebensthema“: die – immer noch nicht erlaubte – Ordination von Frauen zu Priesterinnen in der römisch-katholischen Kirche (in dieser Ausgabe speziell zu dem päpstlichen Lehrschreiben „Ordinatio Sacerdotalis“ von Papst Johannes Paul II., siehe unten S. 228). Von ihrer Studienzeit in Münster an hat Ida Raming mit bewundernswerter Ausdauer und Hartnäckigkeit gegen den Ausschluss von Frauen von den Weiheämtern gekämpft und geschrieben, schon in ihrer theologischen Dissertation „Der Ausschluss der Frau vom priesterlichen Amt“ (1973), und immer wieder in dieser Zeitschrift. 2002 hat sie sich zusammen mit sechs weiteren Frauen zur Priesterin weihen lassen, worauf sie von ihrem ehemaligen theologischen Lehrer in Münster, Joseph Ratzinger, der inzwischen Präfekt der Glaubenskongregation war, exkommuniziert wurde, weil sie „keine Zeichen der Reue und Umkehr für das ... begangene schwerwiegende Vergehen gezeigt“ hat. Ihre unten abgedruckte Kritik an „OS“ zeigt, dass dies bis heute so geblieben ist.

Karl-Heinz Reinartz, ein ehemaliger Lehrerkollege, der mit Ida Raming seit ihrer Exkommunikation freundschaftlich verbunden ist, hat für uns nachfolgende Würdigung verfasst. Wir danken dafür und gratulieren der Jubilarin nachträglich zum 90. Geburtstag.

Red. (WM)

Karl-Heinz Reinartz

Persönliche Würdigung von Ida Raming zu ihrem 90. Geburtstag

Ida Raming kam als jüngstes von fünf Mädchen am 10. August 1932 auf dem elterlichen Bauernhof in Hollenstede, in der Nähe von Osnabrück, zur Welt.

Ihre Eltern waren beide Bauernkinder und sehr naturverbunden. Ihre fünf Kinder besuchten zunächst die Volksschule in Hollenstede und danach die Realschule im nahen Fürstenau. Die Eltern waren sehr daran interessiert, dass ihre Töchter eine gute Schulbildung bekamen. Da es in der Nähe kein Gymnasium gab, entschieden die Eltern, Ida solle das Mädcheninternat und -gymnasium der Franziskanerinnen in Thuine besuchen. Ida lernte gern, war besonders an den Sprachen Englisch, Französisch und Latein interessiert. Nach dem Abitur entschied Ida sich für das Studium der Theologie mit Germanistik als zweitem Fach.

Nach dem Abitur empfahlen ihr die Thuiener Franziskanerinnen, in ihren Orden einzutreten. Aber Ida war überzeugt, dass der Eintritt in einen Orden für sie kein Weg war; sie fand die Rückständigkeit der Ordensschwwestern in frauenemanzipatorischer Hinsicht schon damals nicht akzeptabel. Außerdem hätte das Gehorsamsgehlübde ihr einen freien Weg in die Zukunft versperrt.

Nach ihrem Studium in Münster legte sie das Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien ab, entschloss sich aber, in Theolo-

gie zu promovieren. Dabei traf sie ihre Mitstudentin Iris Müller, die auf Ida Raming einen großen Eindruck machte, weil sie so entschieden und öffentlich für die Gleichstellung der Frau in der Kirche und Gesellschaft eintrat. Die erste Aktion der beiden Doktorandinnen waren schriftliche Eingaben an das Zweite Vatikanische Konzil für den vollen Zugang von Frauen zum Diakonat und Priesteramt. Diese wurden in dem Buch „Wir schweigen nicht länger! – Frauen äußern sich zum Zweiten Vatikanischen Konzil“ (Zürich 1964) veröffentlicht.

In der Fakultät in Münster war bekannt, dass sie für die Gleichberechtigung der Frauen eintraten. Sie suchten damals Prof. Joseph Ratzinger in seiner Sprechstunde auf, um ihn, als Konzilsberater des Erzbischofs von Köln, Josef Kardinal Frings, mit der damals neuesten Fachliteratur über Frauen in der Kirche bekannt zu machen. Das Gespräch verlief sehr enttäuschend. Sie versuchten es daraufhin schriftlich und erhielten nach einer Weile eine schriftliche Antwort, die ebenfalls sehr enttäuschend für sie war. Prof. Ratzinger behauptete darin, die Menschen in der Kirche würden Frauen als Priesterinnen „nicht verkraften“, er könne sich „für ihr Anliegen nicht einsetzen“. Ida Raming hatte aber das Glück, einen Doktorvater zu finden, der bereit war, eine Dissertation über die Stellung der Frau in der katholischen Kirche zu betreuen [den Kirchenrechtler Peter-Josef Keßler, einen gebürtigen Saarländer, der vor seiner akademischen Karriere in unterschiedlichen Funktionen im Bistum Trier tätig war; die Promotion Ramings durch die Katholisch-theologische Fakultät der Universität Münster fand 1970 statt. Anm. d. Red.]

Nach der Promotion arbeitete Ida Raming als Studienrätin am Gymnasium in Emsdetten in den Fächern Deutsch und Religion. Eine Universitätslaufbahn war für sie wegen ihrer Kritik an der kirchlichen Lehre über Frauen verschlossen.

Im Jahre 1994 wurde das apostolische Schreiben „*Ordinatio Sacerdotalis*“ von Johannes Paul II. veröffentlicht. Damit wurden die Türen für das Priesteramt der Frau zugeschlagen - und sie sind es bis heute.

Ida und Iris fanden aber in Österreich und Deutschland weitere Frauen, die nicht aufgeben wollten. Sieben Frauen (darunter Ida

und Iris) fassten den Entschluss, sich im Jahre 2002 öffentlich gegen das bestehende Kirchengesetz CIC c.1024 („*Die heilige Weihe empfängt gültig nur ein getaufter Mann.*“) von bereitwilligen katholischen Bischöfen zu Priesterinnen weihen zu lassen. Kurze Zeit später erhielten die Sprecherinnen ihrer Bewegung von der Kongregation für die Glaubenslehre eine Aufforderung zur Reue und Umkehr, wozu alle nicht bereit waren; sie wehrten sich gegen die ungerechte Behandlung, nur wegen ihres Geschlechts vom Priesteramt ausgeschlossen zu sein. Daraufhin erfolgte die Exkommunikation mit einem Dekret, das ausgerechnet von dem ehemaligen Prof. Joseph Ratzinger als damaligem Leiter der Kongregation unterzeichnet war.

Aber die Bewegung der Frauen, die sich dadurch nicht mehr von einer Weihe für das Priesteramt abschrecken lassen wollten, wurde größer. Inzwischen sind fast 300 Frauen in verschiedenen Ländern *contra legem* ordiniert und dienen den Menschen in ihren Gemeinden im Geist Jesu.

Wir-sind-Kirche

Gemeinsame Stellungnahme vor dem Ad-limina-Besuch der deutschen Bischöfe in Rom

Der Ad-limina-Besuch der deutschen Bischöfe vom 14. bis 18. November 2022 in Rom wird eine Nagelprobe für praktizierte Synodalität und Kollegialität in der römisch-katholischen Kirche sein. Wir als Kirchenvolk hoffen, dass endlich ein breiter Dialog über die Themen des Synodalen Weges in Deutschland und auch alle anderen brennenden Fragen eingeleitet und die gefährliche Kommunikationslücke mit dem Vatikan geschlossen wird.

Wir erwarten vom Vatikan endlich ein eindeutiges Zeichen der Würdigung des deutschen Synodalen Weges. Denn die Skandale, die den Synodalen Weg notwendig machten und auf die er Antworten sucht, kommen in immer mehr deutschen Diözesen ans Licht und werden weltweit in immer mehr Ortskirchen offenbar. Es geht um die Ursachen von Missständen wie Machtmissbrauch, Klerikalismus und Diskriminierung.

Wir stellen fest, dass die Rückmeldungen aus anderen Ländern zur Vorbereitung der Weltsynode 2023 vielfach dieselben Reformpunkte thematisieren wie der Synodale Weg in Deutschland. Die von wirklicher Gleichberechtigung noch immer weit entfernte Stellung der Frau in der katholischen Kirche wird weltweit als zentrales Problem mit vielfältigen negativen Folgen für die Kirche nach innen und außen erkannt. Unbestritten ist, dass der Synodale Weg in Deutschland keine Vorgaben für die Weltkirche machen kann und will. Mit der Bearbeitung exegetischer, theologischer und menschenrechtlicher Grundsatzfragen zeigt er jedoch die Dringlichkeit tiefgreifender theologischer und struktureller Reformen und Entwicklungsmöglichkeiten für die Kirche und ihre Lehre auf. Dies ist kein deutscher Sonderweg, sondern kann einen wichtigen Dienst für die Weltkirche leisten.

Wir erwarten, dass den sachlich nicht zu rechtfertigenden Schmähungen des Synodalen Weges in Deutschland sowie den gezielten Störmanövern aus dem In- und Ausland klar entgegengetreten wird, auch und vor allem wenn sie von hohen vatikanischen Amtsträgern geäußert werden. Die Gefahr für die Einheit und Zukunft der Kirche geht nicht von Deutschland, sondern von den beharrenden Kräften in der römisch-katholischen Kirche aus, die keine überzeugenden Antworten auf geistlichen Missbrauch und sexualisierte Gewalt haben und die sich Reformen grundsätzlich verweigern.

Wir fürchten, dass alle Bemühungen um die von Papst Franziskus vorgegebene Grundlinie der Evangelisierung ins Leere laufen, solange die eigentlichen Ursachen sexualisierter und spiritueller Gewalt, die Machtasymmetrien im Raum der Kirche sowie die fehlende Gewaltenteilung nicht

benannt und behoben werden. Wenn wir die verlorene Glaubwürdigkeit unserer katholischen Gemeinschaft wiedererlangen wollen, braucht es eine kritische Selbstreflexion, eine theologische Neubesinnung und daraus abzuleitende strukturelle Konsequenzen.

Wir sehen die Notwendigkeit eines grundlegenden Mentalitätswechsels und umfassender Partizipation des gesamten Gottesvolkes, die in der verlängerten Beratungsphase bis zur zusätzlichen Versammlung im Oktober 2024 vorangebracht werden müssen. Synodal entwickelte Entscheidungen widersprechen nicht der christlichen Botschaft, die eine Hierarchisierung der Menschen untereinander ablehnt und stattdessen ihre Gemeinsamkeit betont (Gal 3,28).

Wir teilen die Visionen des Zweiten Vatikanischen Konzils und jetzt von Papst Franziskus, dass der Weg der Kirche in die Zukunft ein Weg des synodalen Miteinanders und der pastoralen Umkehr auf allen Ebenen sein muss. Diese Visionen sind konkret in die heutige Zeit umzusetzen und weiterzuführen. Die Deutungshoheit über den Weg der Kirche darf nicht den Gegnern jeder Reform überlassen werden, die von Angst, Mutlosigkeit und aggressiver Abwehr geleitet werden.

Wir spüren die Sehnsucht der Menschen nach Quellen der Hoffnung und der Kraft für ein universell-solidarisches Leben, auch und gerade in dieser fragilen Zeit. Wir appellieren an die Verantwortung aller Religionsgemeinschaften, in der aktuellen Weltsituation Hoffnung zu vermitteln, zur Gerechtigkeit beizutragen und Solidarität zu praktizieren. Wir sehen in diesem Zusammenhang auch den nicht zu unterschätzenden Beitrag, der dank des deutschen Kirchensteuersystems und der Spendenbereitschaft zur Finanzierung der weltweiten Hilfswerke und auch des Vatikans geleistet wird.

Wir unterstützen alle Reformkräfte, die sich dafür einsetzen, dass der Synodale Weg in Deutschland wie auch der von Papst Franziskus ins Leben gerufene weltweite synodale Prozess nicht in bewusst geschürten Konflikten enden oder im Sande verlaufen. Denn die von Krisen gezeichnete Welt

braucht konkrete Hoffnungswege im Sinne der Botschaft Jesu.

Den deutschen Bischöfen wie auch den römischen Gesprächspartnern wünschen wir für den kommenden Ad-limina-Besuch in Rom unvoreingenommene Gesprächsbereitschaft und Heilige Geistkraft für den Weg der Kirche in die Zukunft im synodalen und kollegialen Miteinander.

Unterzeichnende Organisationen (Stand: 11. November 2022)

- AK Erneuerung der Kirche des ND
- Aktion „Lila Stola“
- Aktionsgemeinschaft Rottenburg-Stuttgart (AGR)
- Basisgemeinde Friedrich Spee, Hannover
- Berufsverband der Pastoralreferent*innen Deutschlands (BVPR)
- Betroffeneninitiative Süddeutschland e.V.
- Betroffeneninitiative Ost
- FrauenKirchOrt St. Magdalenen, Hildesheim
- Frauenwürde e.V.
- Freckenhorster Kreis
- Gemeindeinitiative.org
- Imprimatur. nachrichten und kritische meinungen aus der katholischen kirche
- Initiative Maria 2.0
- Initiative Münchner Kreis
- Initiative pro concilio e. V.
- Initiative Sauerteig Garching
- Initiativgruppe vom Zölibat betroffener Frauen
- Katholisches LSBT+ Komitee
- Katholischer Deutscher Frauenbund (KDFB)
- Katholische Frauengemeinschaft Deutschlands (kfd)
- KirchenVolksBewegung *Wir sind Kirche*
- Laienverantwortung Regensburg e.V., eine Vereinigung von Gläubigen nach CIC c.215
- Leserinitiative Publik-Forum e.V.

- MoJoRed e.V. Missbrauchsoffer Collegium Josephinum und Redemptoristen
- Netzwerk Diakonat der Frau
- Ökumenische Arbeitsgruppe Homosexuelle und Kirche (HuK) e. V.
- OrdensFrauen für MenschenWürde (OFMW)
- Pfarrer-Initiative Deutschland
- Priester im Dialog
- RomanCatholicWomenPriests (RCWP)
- Spiritualität 9.0
- umsteuern! Robin Sisterhood e. V.
- von der Vernetzung berufener Frauen* „weil Gott es so will“ Angelika Fromm, Brigitte Schmidt, Elisabeth Hartmann-Kulla

Unterstützende Organisationen (Stand: 11. November 2022)

- Eckiger Tisch e.V.

R.M. Kerr

Zum Abschied

Mir auch schlug die Abschiedsstunde,
Reißt mich los von diesem Bunde,
Dem sich Herz und Sinn verwebt.
Nach dem Scheiden kommt das Meiden,
Und was bitt'rer sei von beiden,
Weiß nur der, der es erlebt.

(David Friedrich Strauß)

Fünfundfünfzig Jahre sind eine lange Zeit, gar länger als der zeitweilige Verbleib des Schreibers dieser Zeilen auf Erden. Andererseits aber, diese Zeitschrift, die sich zur Aufgabe gemacht hat, eine Möglichkeit zu bieten „Missstände in der Kirche sowie naive Theologien kritisch darzustellen“, in der Überzeugung „dass die Erkenntnis und

Diskussion von Fehlentwicklungen die grundlegende Voraussetzung für notwendige Korrekturen sind; solange Missstände unter den ‚Teppich‘ gekehrt werden, bleibt alles beim Alten“, wird wohl oder übel die Lebensdauer unserer Kirche überstehen. Nur etwas über zehn Jahre, die letzten von imprimatur, war ich mit dieser Zeitschrift verbunden, mein erster Beitrag war gar nicht von mir selber, aber eine Besprechung eines Aufsatzes von mir durch Herrn Ohlig in 2011. Als Autor, hauptsächlich zu islamischen Themen, bekam ich freundlicherweise die Hefte zugesendet, die ich immer mit kritischem Interesse las, obwohl ich nicht immer inhaltlich mit der geäußerten Kritik einverstanden war „Kann wohl ein Mohr seine Haut verwandeln, oder ein Leopard seine Flecken?“, wobei die gebrachte Kritik immer nicht ohne Legitimation war, im Sinne von „... Könnt ihr auch Gutes tun, die ihr gewohnt seid, Böses zu tun?“ Nun, da diese Zeitschrift im signalgelben Umschlag, kritisch im klassischen Sinne, seinem Ende zugeht, wären das Anbringen von Meinungsunterschieden fehl am Platz.

Es sei mir hier jedoch erlaubt zu bemerken, dass Kritik an der Kirche immer Teil der Kirche war, die sich ständig, wohl ein Grund für ihr langes Bestehen, den Anforderungen einer jeden Zeit gestellt hat und versuchte, den Umständen gewachsen zu sein. Im letzten Halbjahrhundert spielte imprimatur eine nicht unbedeutende Rolle, man züchtigt nur die, die man liebt, man bestreitet die Kräfte der intellektuellen Faulheit, der Selbstgefälligkeit und der Trägheit manch toter und irrelevant gewordener Tradition, um sich so zu läutern und zu erneuern. Und alles ist nicht beim Alten geblieben. Die Kirche hat sich verändert und hat ihre zentrale Rolle als Gesellschaftsanker abgetreten. Gerade in diesen Zeiten aber soll man daran erinnern, dass weder die Kirche noch das Christentum je zeitgemäß waren, aber die Möglichkeit auf richtige Kritik zu äußern, zu streiten und zu debattieren ein Teil des Erbes, tief in ihrer philosophischen DNS verwurzelt, unserer Kirche darstellt. Dies ist keinesfalls selbstverständlich, wie man heutzutage ohne Weiteres feststellen kann.

Bei aller gerechtfertigten Kritik an der Kirche, ist gleichzeitig zu bedenken, wie wenig andere Institutionen für interne und ex-

terne Kritik übrig haben. Man kann hier den hinzugezogenen Islam, der Respekt fordert und sich gleichzeitig weigert, die einheimische Kultur seines Gastlandes zu respektieren oder sich anzupassen. Während die Kirche zurecht sich öffentlich u.a. dem Kindesmissbrauch stellt und von außen z.T. zurecht Kritik erntet, werden islamische Kinderehen und Zwangsheirat stillschweigend geduldet, während Iraner in den Straßen von der Glaubenspolizei getötet werden, weil sie für die Frauengleichberechtigung und gegen das Kopftuchdiktat sind, wird hierzulande das islamische Kopftuch als Zeichen der Emanzipation und des Angekommenseins gefeiert. Im Rausche des Säkularismus wird vergessen, dass unser Freiheitsbegriff kein relativistischer Zufall ist, sondern von unserer christlich(-hellenistisch) geprägten westlichen Kultur stammt.

Manchen zufolge leben wir im postchristlichen Zeitalter, in dem die Naturgesetze quasi als Erzeugnis weißer toxischen Männlichkeit abgewertet werden. Verleugern aber heißt nicht, dass diese nicht weiterbestehen: *Natura abhorret a vacuo* gilt nach wie vor. In dieser Leere behauptet sich stets mehr der Islam, der, wie regelmäßig in imprimatur zu lesen war, den westlichen, christlichen Werten der Gleichheit antithetisch gegenüber steht – Neuerung in der islamischen Jurisprudenz heißt „*Bid’a*“, ein Begriff, der auch „Ketzerie“ bedeuten kann, was durch ein häufig zitiertes Hadith ausgedrückt wird: „Fürwahr, die wahrhafteste Mittheilung ist das Buch Allahs, die beste Leitung ist die Leitung Mohammeds. Die schlechtesten Dinge sind die neu hervorgebrachten, und jede Neuerung (*bid’a*) ist ein Irrtum“ (Sahih Muslim). Kein Wunder dann, dass im Islam, anders als im Christentum, „Kirchenkritiker“ um ihr Leben bangen müssen. Im Westen vernimmt man gelegentlich den Wunsch nach einem „Reformislam“, dessen Befürworter sich alle im Abendland aufhalten und dem Schutz des Staates bedürfen. Ganz im Gegensatz zum Christentum, wie die Arbeiten von Inârah traurigerweise bekunden, kommt Islamkritik eigentlich nur von außerhalb. Man vergisst auch, dass „Reform“ eigentlich, wie die Reformer der Kirche und die Gründungsfiguren des Protestantismus zeigen, immer eine Rückkehr auf die (vermeintlichen bzw. vorgestellten)

Ursprünge bedeutet; somit wären im Islam die wahren Reformer die Salafisten und die Wahabiten! Die Nachfolge Muhammads kann sich von seinem Wesen her nur anders entspinnen als die Christi.

Andererseits ist der Islam ein Import, ein Fremdkörper im Abendland, zu ihm, wie schon erwähnt, gänzlich gegensätzlich, eine Spolienkultur, die sich nur von den Schwächen ihres jeweiligen Gegners ernähren kann. Ihr Aufstieg im Westen wird durch eine einheimische postchristliche Religion ermöglicht, die des sog. „Wokismus.“ Der Wokismus ist nicht philosophisch, ideologisch oder politisch, sondern ähnelt in Wirklichkeit eher einer Religion, wie der Philosoph und emeritierte Professor an der Universität Paris 1 Panthéon-Sorbonne, Jean-François Braunstein, in seinem neuesten Werke *La religion woke* (Grasset, 2022) feststellt. Riten, heilige Texte, Blasphemie, Anathemata ... Obwohl der Wokismus für eine egalitäre und wohlwollende Gesellschaft betet, ähnelt seine konkrete Umsetzung eher einer Inquisition. Der Philosoph betreibt eine geduldige und umfassende Exegese der Entstehungsbedingungen des Wokismus und seiner Umwandlung in einen postmodernen Kult. Wie jede Religion hat auch der Wokismus Gründungstexte und Apostel, die seine unantastbaren Ideen weitergeben.

In der Woke-Kirche ist es absolut nicht üblich, denjenigen zu vergeben, die nicht mit den Thesen der „French Theory“ übereinstimmen. Stattdessen ist es üblich, Abfällige und Ungläubige zu denunzieren und jeden zu exkommunizieren, der sich nicht an seine Gebote hält. Ein Beispiel dafür ist die Behandlung von J.K. Rowling, der Autorin der Harry-Potter-Saga, die einen der Verse des neuen Kults ablehnte und weiterhin die biologischen Unterschiede zwischen Männern und Frauen behauptete. In einem atemberaubenden *name and shame* wurde die Autorin der „Transphobie“ und des „Faschismus“ beschuldigt. Die Autorin der Saga, die in den 1990er und 2000er Jahren die Kinder zum Träumen und zum Lesen brachte, wird nun geächtet und als unzuverlässig eingestuft. Die Gendertheorie ist zentral für den Wokismus, weil sie es ermöglicht, den Körper loszuwerden. Sie erinnert an die Gnosis, eine christliche Häresie, bei der der Körper das Böse personifizierte. Auch die marcionistischen Ketzer

waren der Ansicht, dass Christus nicht zum Menschen geworden sein konnte. Für die Wokes ist es unverständlich, dass man in einem Körper steckt, ohne ihn gewählt zu haben. Jedes Bewusstsein sollte daher seinen Körper wählen können, unabhängig von den technologischen Kosten. Leider haben wir es hier mit einer obskurantistischen Religion zu tun. Wir sind weit entfernt vom heiligen Thomas von Aquin, der die Übereinstimmung von Vernunft und Glauben predigte. Andere Anathemata rechtfertigen die Exkommunikation derjenigen, die sich dem Wokismus widersetzen: fettfeindlich, validistisch, lesbophob, homophob, negrophob, islamophob etc. Als Erbsünde wird die Männlichkeit aufgefasst, das „weiße Privileg“ ... Die Weißen werden für die Unterdrückung ihrer Vorfahren verantwortlich gemacht, die Männer des Jahres 2022 für die Jahrhunderte vergangener Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen zur Rechenschaft gezogen. In diesem radikalen Horizont muss die „toxische Männlichkeit“ (die nur vom weißen Mann ausgehen kann und darf) unbedingt verurteilt und vor allem nicht diskutiert, nuanciert und reflektiert werden. Der weiße westliche Mann ist „systemisch“ rassistisch, „systemisch“ sexistisch, und dazu kommen noch weitere Exkommunikationsgründe: homophob, transphob etc. Die Dekonstruktion von allem, was mit diesem westlichen Erbe zu tun hat, stellt eine Form der Pilgerreise dar, die jeder Gläubige sicherstellen muss, um sie zu absolvieren. Fazit: Man hat die Erbsünde durch Rassismus, Virilismus oder das weiße Privileg ersetzt; leider gibt es in dieser neuen Religion, anders als im Protestantismus, keine Erlösung mehr. Es gibt keine Vergebung. Man ist für alle Ewigkeit weiß und damit ein Sünder. Wie Tertullian sagte: „Man muss daran glauben, da es absurd ist“!

Der Islam, der sich als ewiges Opfer darstellt, kann sich der Woke-Religion, die immer neue Opfer benötigt, annähern. Beide sind aber darüberhinaus sehr kompatibel. Im Westen nehmen wir es hin, als Straßennamen umgetauft werden, Standbilder zerstört bzw. bestenfalls entfernt, und Kunstwerke mit Nahrungsmittel beauftragt werden – eine lang erprobte Praktik im Islam: Daech hat als Erstes in den von ihm eroberten Gebieten die Museen mitsamt Inhalten zerstört (bzw. an Ungläubige ver-

hökert), die Zerstörung der Buddha-Statuen von Bamian von den selbsternannten „Taliban“ in 2001 sind nur die bekanntesten Beispiele. Anikonismus und Ikonoklasmus haben eine lange Tradition, und immer sind die Bilderstürmer, wie bei der Reichskristallnacht, bildungsfeindliche, puritanisch angelegte Kulturentsager, Asketen und keine Ästheten. Das Ziel ist immer dasselbe, die Auslöschung der Kultur und ihre dazugehörige Vergangenheit, im Islam als die *Dschahiliya* bekannt. Des Evangeliums Wahrheit gilt nach wie vor: „Darum sollt ihr sie an ihren Früchten erkennen.“

"Die Wahrheit ist, dass die moderne Welt mit ihren modernen Bewegungen von ihrem katholischen Kapital lebt. Sie nutzt und verbraucht die Wahrheiten, die aus der alten Schatzkammer der Christenheit übrig geblieben sind; darunter natürlich viele Wahrheiten, die dem heidnischen Altertum bekannt waren, sich aber in der Christenheit herauskristallisiert haben" (G. K. Chesterton).

In unserer postchristlich bezeichneten, pluralistisch gewordenen Welt ist viel von Religionsfreiheit die Rede. Es scheint, je mehr etwas benannt wird, desto weniger real wird es, denn wie ein Präparat auf einem Objektträger unter dem Mikroskop hört es auf zu leben. Das Problem, mit dem wir konfrontiert sind (und worauf Chesterton eigentlich hinauswollte), besteht darin, dass die moderne Welt das Religiöse und die Freiheit voneinander getrennt hat und damit auch den Begriff Gott selbst auslöscht. So wird der „Glaube“ durch die „Vernunft“ verdrängt. Ironischerweise wird uns aber auch gesagt, dass wir an die Vernunft „glauben“ sollen (eine *contradictio in adiecto*), so wie uns gesagt wird, dass wir „der Wissenschaft glauben“ sollen (z. B. Klimawandel oder COVID). Religion wird nunmehr, vor allem im Westen, als Privatsache ohne wirkliche Bedeutung angesehen, von vielen als Relikt des angeblich abergläubischen Mittelalters betrachtet und daher erwartet, dass sie wie der Schnee vergangener Zeiten unter der Sonne der Vernunft schmilzt und „Wissen“ offenbart. Man muss also entweder glauben oder vernünftig sein.

Auf diese Weise werden die Gläubigen in einen Topf geworfen, ohne zu fragen, was

sie eigentlich glauben, als ob der Akt des Glaubens, unabhängig von seinem Inhalt, als definierende Kategorie ausreichen würde. Das ist in der Tat das, was mit „Religionsfreiheit“ gemeint ist. Auf dieser Bedeutung baut dann die gesamte Struktur der Woke-Viktimologie (s.o.) auf, die einige Gruppen als Opfer (die Beherrschten) und andere als Aggressoren (die Beherrscher) einstuft. In dieser Gleichung geht die Aggression immer vom Westen und seinen Menschen aus, während die nicht-westlichen Menschen für immer in die Rolle der Opfer gedrängt werden, die nun von ihrem einstigen und nun schuldbeladenen Beherrscher entschädigt werden müssen. In Bezug auf die „Religionsfreiheit“ wird dies zu einem Prozess des besseren Managements von Gefühlen - daher Begriffe wie „Islamophobie“, die von der Kontrolle der Sprache abhängen, um westliches Verhalten zu kontrollieren. Es spielt daher keine Rolle, dass eine Kritik am Islam kein Hass auf Muslime sein kann. Mit anderen Worten: Religionsfreiheit ist in Wirklichkeit die Verwaltung und Kontrolle der Religion des dominierenden Westens, nämlich des Christentums, das nun zu einer unscheinbaren Ökumene werden muss, in der alle Religionen zu respektieren sind.

Aber was bedeutet Respekt? Was muss respektiert werden? Die Religion des anderen oder der andere selbst? Müssen wir die Religion respektieren? Oder, genauer gesagt, die Religion eines anderen? Man kann keine Dinge respektieren, sondern nur Menschen in ihrer Eigenschaft als menschliche Wesen, die keine Dinge sind. Ich habe also keinen Respekt vor irgendeiner Religion, nicht einmal vor meinem eigenen Glauben. Man kann Religionen sogar hassen. Respekt kann keine Verpflichtung sein, während Hass, auch wenn er unangebracht ist, dennoch ein berechtigtes Gefühl ist. Aber auch hier gilt, dass derjenige, der in die Rolle des Aggressors gedrängt wird, nicht hassen darf, damit er nicht wieder zum Beherrscher wird, während die Gruppe, die zum ständigen Opfer wird, ungestraft hassen und trotzen kann, denn die Gefühlsausbrüche einer solchen Gruppe sind als Proteste gegen eine grundlegende Ursache zu tolerieren.

Was die säkulare Moderne als „Religionsfreiheit“ verkündet, ist nichts anderes als die Auferlegung einer künstlich konstruier-

ten Opferhierarchie. Alle Religionen sind gleich(-rückständig), aber einige sind gleicher als andere. Dies zeigt sich deutlich in der Berichterstattung über Angriffe auf religiöse Einrichtungen, die alle gleichermaßen verwerflich sind. Wenn eine Moschee brennt, macht das Schlagzeilen. Angriffe auf Synagogen machen Schlagzeilen, es sei denn, der Täter ist ein Muslim. Bei Angriffen auf Kirchen handelt es sich jedoch um Symbole des Unterdrückers, und es ist völlig verständlich, dass die Opfer ihre Wut an solchen Symbolen auslassen. Daher ist anti-weißer Rassismus theoretisch (bzw. für die Woke-Religion theologisch) unmöglich. Das ist die Verfälschung der Realität.

Was aber offensichtlich wird, ist, dass der wahre Feind das Christentum ist, das als „Ideologie“, als „Religion“ des Beherrschers demontiert werden muss. So ist die „Religionsfreiheit“ in der Tat ein offener Angriff auf das Christentum, mit dem Ziel, es aus dem Westen zu vertreiben, damit der Westen als nicht-aggressives Mitglied der Weltgemeinschaft wieder "besser aufgebaut" werden kann. In dieser größeren Agenda werden die als Opfer bezeichneten Gruppen zu äußerst effektiven Schachfiguren, wie z. B. einige im Westen lebende Muslime, die alle Vorteile und Privilegien eines solchen Lebens genießen, aber dennoch die Opferrolle einnehmen.

Wir haben es mit dem zu tun, was Joseph H. H. Weiler (selbst praktizierender Jude) als „Christophobie“ bezeichnete: „Es ist ein Europa, das zwar das edle Erbe des aufklärerischen Humanismus feiert, aber auch seine Christophobie aufgibt und sich weder vor der Erkenntnis fürchtet noch schämt, dass das Christentum eines der zentralen Elemente in der Entwicklung seiner einzigartigen Zivilisation ist. Es ist schließlich ein Europa, das im öffentlichen Diskurs über seine eigene Vergangenheit und Zukunft all den Reichtum zurückgewinnt, der aus der Konfrontation mit einer seiner beiden wichtigsten intellektuellen und spirituellen Traditionen entstehen kann“ (A Christian Europe: An Exploratory Essay).

Auch die Christophobie ist ein sehr „säkularer“ Begriff. Man darf nicht vergessen, dass es die Kirche war, die den mittelalterlichen Staat säkularisierte, indem sie ihm eine eigene Domäne zuwies, nämlich die Wahrung des Friedens, und ihm jedes Mit-

spracherecht in geistlichen Angelegenheiten entzog. Die weltlichen Mächte waren jedoch eher unwillig, da sie die Sakralität monopolisieren wollten (wie im berühmten Fall des Heiligen Thomas Becket). Dieser Wunsch besteht auch heute noch.

Im Gegensatz zum Islam hat sich die Kirche jedoch immer als eine vom Staat getrennte Einheit gesehen, da sie nicht vergessen hat, dass es der (römische) Staat war, der sie ursprünglich verfolgte. Daraus ergibt sich eine Teilung der Macht und die Grundlage der Freiheit, die nur auf Einzelpersonen angewendet werden kann, ein weiterer Begriff, der in der christlichen Heilslehre begründet ist - z. B. „Christus hat uns zur Freiheit befreit.“ Dies wird z. B. in der Verfassung der Fünften Französischen Republik anerkannt, die die *Déclaration des droits de l'homme* von 1789 zitiert und feststellt, dass diese „in Gegenwart und unter der Schirmherrschaft des Höchsten Wesens“ legitimiert sind. Das bedeutet, dass die Rechte, die geltend gemacht werden, nicht erfunden, sondern anerkannt sind (so auch in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung: „Wir halten diese Wahrheiten für selbstverständlich, dass alle Menschen gleich geschaffen sind, dass sie von ihrem Schöpfer mit bestimmten unveräußerlichen Rechten ausgestattet sind, dass zu diesen Rechten Leben, Freiheit und das Streben nach Glück gehören“).

Das Problem, das sich für moderne Säkularisten stellt, ist, dass das, was ein Mensch oder eine Regierung gibt, auch wieder zurückgenommen werden kann. Was von Menschen lediglich zugestanden wird - "Rechte", eine "Würde" usw. - kann eines Tages von denselben Menschen wieder zurückgenommen werden und wird damit verhandelbar.

Bevor wir fortfahren, sollten wir einige Dinge in Bezug auf das, was wir mit „säkular“ meinen, beachten. In seiner modernen Bedeutung bezeichnet der Begriff "die Möglichkeit einer nichtreligiösen Grundlage für eine moralisch beseelte Gesellschaft". Die Annahme, dass moralische Gebote ohne eine besondere Offenbarung durch Gott bekannt sein können, ist jedoch eine moderne Entdeckung, denn das Christentum lehrt dies ausdrücklich seit dem Römerbrief des Paulus und implizit seit Jesus selbst. Die frühe Kirche hat nie behauptet,

ein Monopol auf moralische Tugenden zu haben, es ging darum, in Christus zu leben oder seinem Beispiel zu folgen. Und, wie bereits erwähnt, hat die Kirche immer zwischen dem Zeitlichen und dem Ewigen unterschieden.

„Säkular“ stammt aus dem Lateinischen, wo es verschiedene Bedeutungen haben kann, aber im Grunde bedeutet es „ein Leben“ (d.h. seine äußerste Grenze), eine Generation oder besser „lebendiges Gedächtnis“ (*tempus memoratum*), woraus sich die romanischen Sprachen ihre Wörter für „Jahrhundert“ ableiten: *siècle*, *secolo*, *siglo* und warum die Erbpacht gewöhnlich auf neunundneunzig Jahre begrenzt ist.

Interessanterweise ist die moderne „säkulare“ Verwendung dieses Begriffs jedoch vom Christentum abhängig. Hier zitiert das Lateinische das griechische αἰών (aion) in seinem biblischen Gebrauch, das in der Septuaginta oft das hebräische *’olām* „diese Welt, Weltlichkeit“ (im Gegensatz zum ‚Kosmos‘) wiedergibt; vgl. die „irdische Stadt“ (*Civitas terrena*) des hl. Augustinus, die der „Stadt Gottes“ gegenübergestellt wird. Von dort entlehnte John Stuart Mill (*On Liberty*, 1859) das Wort ins Englische mit der Bedeutung einer Weltanschauung, einer Person oder einer Gruppe von Menschen, die auf das Transzendente verzichten.

In unserer Welt sollen wir in „säkularen Gesellschaften“ leben, die das Transzendente leugnen. Der Begriff der „Gesellschaft“, eines Zusammenschlusses zu einem gemeinsamen Zwecke (ähnlich wie das moderne Wort „Unternehmen“), beruht auf der Fiktion des Gesellschaftsvertrags (der seine Wurzeln im Epikureismus hat). Hier wurde der Mensch jedoch als Produkt einer spontanen Entstehung betrachtet. Menschliche Gemeinschaften konstituieren sich jedoch nicht selbst. Wir vergessen, dass sie von der Politik zusammengehalten werden, die sich auf die Kultur stützt, die wiederum auf der Religion basiert. Die „säkulare Gesellschaft“ hingegen kann per definitionem keinen Bestand haben.

Dies steht im Gegensatz zum Christentum. Wir sollten nicht vergessen, dass das Christentum unsere westliche Kultur begründet und die „Gesellschaften“ verändert hat, obwohl dies nicht die ursprüngliche Absicht war, denn die frühen Christen hatten

kein Interesse an dem, was wir „christliche Zivilisation“ (oder Erbe) nennen, und dies soll nie zu einem nostalgischen Anachronismus abgewertet werden. Unsere ersten Vorgänger im Glauben waren an Christus interessiert. Die Institutionalisierung des Christentums war seither ein ständiger Prozess von Versuch und Irrtum, der oft auf heftigen Widerstand stieß, so auch heute. Das Christentum gründet sich auf die Idee des Logos, d.h. eines vernünftigen, liebenden, persönlichen Gottes, der die menschliche Leistung und Erfüllung anerkennt. Daraus ergibt sich unsere Religionsfreiheit. Als solche steht sie im Gegensatz zur modernen „säkularen Gesellschaft“, die sich, wie Chesterton bemerkte, christliche Konzepte wieder angeeignet hat. Wir können jedoch sehen, dass dies ein Haus ist, das aus zwei Gründen auf Sand gebaut ist. Erstens setzt „Gesellschaft“, wie oben beschrieben, Einigkeit voraus; es wird immer offensichtlicher, dass es die Gesellschaft als solche nicht gibt, da diese Konzepte auseinandergefallen sind. Wir leben jetzt eindeutig in einer Welt des Kommunitarismus (der dem Irrtum des Multikulturalismus in seiner modernen Reformulierung zugrunde liegt), in der „Gemeinschaften“ (Hobsbawms Begriff der „erfundenen Identität“ bezieht sich eher auf diese Gemeinschaften, die, wie wir oben festgestellt haben, durch Viktimisierung definiert sind, als auf kulturell definierte Nationen), die von Natur aus nicht in der Lage sind, miteinander zu interagieren oder zu kommunizieren - der christliche Glaube hingegen macht keinen Unterschied zwischen Kultur, Rasse oder Geschlecht -, alle werden gleich genannt.

Zweitens ist „säkular“ per definitionem vergänglich, wie wir gesehen haben; die Wurzel unserer Wegwerf- und Wegwerfkultur, die uns keinen Grund zum Leben geben kann - deshalb ist der Westen im Niedergang begriffen, durch Geriatriisierung, Abtreibung (was ist der Sinn des Geborenwerdens?), Euthanasie (was ist der Sinn des Weiterlebens?) - ohne das Transzendente hat das Leben keinen inneren Sinn. Nur eine Kultur, die auf dem Glauben aufbaut, errichtet Kathedralen; die Barbaren leben von der Verwüstung. Ein Barbar ist per definitionem jemand, der nicht in der Lage ist, miteinander in der Gegenwart oder mit der Vergangenheit zu kommunizieren; daher kann es keine Zukunft geben.

Es mag paradox sein, aber die vielen aktuellen Angriffe auf christliche Kirchen zeugen von der Durchdringung des Sakralen in unseren Gesellschaften. Als solche bleiben sie, auch wenn sie größtenteils leer sind, im Zentrum der geistigen Architektur des Westens, sehr zum Ärger und zur Verärgerung der Verfechter der „säkularen Gesellschaft“ - denn, wie wir gesehen haben, kann die Entsakralisierung nur zu einer Entmenschlichung führen. Ohne den Glauben kann es keine Kultur geben, und ohne ihn hat die Politik keinen Sinn. Ohne eine Vorstellung vom Heiligen hat der Mensch keine Daseinsberechtigung; er hat keine Legitimität, keine Vorstellung von Würde; er ist nur ein darwinistisches Tier, das zu seinen Trieben verdammt ist. Die Zivilisation hat keine Rechtfertigung.

Aber der christliche Glaube hat immer Gegner gehabt, weil er nie modisch war, weil er zeitlos ist. Und doch hält die Kirche durch, trotz aller Verfolgungen, die zahllose Märtyrer hervorbringen, während ihre Gegner schließlich auf den Müllhaufen der Geschichte verbannt werden. Die Nachfolge Jesu Christi ist nie selbstverständlich, es ist mehr als ein Bürgerrecht - es ist immer eine Gnade.

Es war hingegen keine Gnade für imprimatur schreiben zu dürfen - vielmehr erwies die Redaktion mir immer wieder Gnade mit meinen Texten und bei der Verbesserung meiner Versuche, Deutsch zu schreiben - es war mir eine Ehre. imprimatur hört auf, aber die Geschichte geht weiter, wie auch die Pflicht, Missstände sowie naive Theologien kritisch darzustellen, nicht nur in der Kirche!, solange der Versuch, solche Missstände unter den ‚Teppich‘ zu kehren, bleibt. Für die Redaktion schließe ich mit Strauß' letzter Strophe:

„Doch zum tröstenden Vermächtnis,
Auf ein freundliches Gedächtnis,
Brüder, eure Gläser her!
Angestoßen! Doch mit Maße;
Denn aus dem zersprung'nen Glase
Macht kein Gott ein ganzes mehr.“

Irmgard Rech

Wer lehrt die Reformverweigerer in Rom das Erschrecken?

Enttäuschung und Endzeitstimmung bei vielen Gläubigen in der katholischen Kirche

Nur von einer Vertrauenskrise der katholischen Kirche bei ihren Gläubigen zu sprechen, ist längst zum Euphemismus geworden. Zunehmend macht sich Hoffnungslosigkeit und Verbitterung breit bei denen, die in den Gesprächsprozessen des Synodalen Weges zwischen Laien und Bischöfen notwendige Veränderungen anstreben wie auch bei all denen, die darauf ihre Hoffnung gesetzt haben. Von Rom gibt es für die, die sich für Reformen einsetzen, nur zynisches Zurückpfeifen.

Kommt man in unserem Dorf auf die Kirche zu sprechen, sagen die Leute: „Da ist doch alles am Ende!“ Die nachgelieferte Begründung lautet: „Die Jungen bleiben alle weg, die gehen doch da nicht mehr hin, die treten aus!“ Dass auch sie selber sich schon einem Leben mit dieser reformunwilligen Kirche entwöhnt haben, geben sie unverbrämt zu: „Zur Corona-Zeit ging es doch ohne Kirche, dann brauchen wir sie jetzt auch nicht mehr. So wie die jetzt ist, mit ihren vielen vertuschten Missbrauchsfällen, mit ihrem Zwangszölibat und ohne die Gleichberechtigung, so passt sie einfach nicht in unsere Zeit.“

Aus dieser Untergangsstimmung, die sich in solchen Reden äußert, erklärt sich auch ihre Verweigerung: Keine Meldung mehr für eine Kandidatur bei den Rätewahlen, Null Interesse an Beratungen über fehlende Finanzen für die Heizung von Kirche und Pfarrhaus. Für eine Kirche, die sich abkoppelt von den Entwicklungen der heutigen Gesellschaft, will man auch keinen Cent mehr geben.

Dann steht die Adventszeit vor der Tür. Die Vereine des Dorfes planen wieder einen dorfeigenen Adventsmarkt. Schon liegen beim Bäcker die ersten Programme aus. Markant abgebildet auf dem Deckblatt die Kirche mit ihrem mittelalterlichen Turm. Der Adventsmarkt findet aber gar nicht bei der Kirche statt, sondern beim Feuerwehrhaus. Für eine echte Adventsstimmung reicht der große Tannenbaum auf dem Platz nicht aus, da wird die Kirche also doch wieder gebraucht. Schwarzseher werden sagen, die Kirche wird noch zum Dekor gebraucht. Ich sehe darin eine gewisse Entschiedenheit zum Ausdruck gebracht, die christliche Substanz des Weihnachtsfestes weiterhin zu bewahren.

Ahnen die reaktionären Reformverweigerer in Rom wirklich nicht, welche Hoffnungslosigkeit, welche totale Resignation und Verweigerung sie in den Kirchen vor Ort hervorrufen? Müssten sie nicht darüber erschrecken und entsetzt sein! Zeigt sich hier nicht, dass eine Kirchenleitung, die sich den Forderungen verweigert, die sich aus der Entwicklung einer Zeit heraus ergeben, den Kontakt zu ihren Gläubigen längst verloren hat. So ist es eigentlich die fehlende Empathie der geweihten Kirchenführer da oben mit den Gläubigen vor Ort, welche die engagierten Katholiken dort so schmerzt und verzweifeln lässt. Gehen die Theologen im Vatikan etwa davon aus, dass ihre Lehre gottgegeben ist und dass nur sie den Heiligen Geist besitzen, nicht aber auch die Laien an der Basis? Und dass der Geist Gottes nur in der Kirche wirksam ist, aber nicht in der profanen Welt? Nach Karl Rahner „gibt es für das Christentum keinen abgegrenzten sakralen Bereich, in dem allein Gott zu finden wäre“ (Grundkurs des Glaubens, S.156). Also sollen Christen davon ausgehen, dass Gott auch aus der heutigen Gesellschaft heraus sprechen kann.

Da wird es höchste Zeit, dass Bischof Dr. Georg Bätzing dem Papst und den Kurienkardinälen auf die Sprünge hilft: „Der Synodale Weg ist kraftvoll und lebendig.“ Unter diesem Titel stellt der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz am 24. November im Katholischen Forum Koblenz die Entwicklung des Synodalen Weges vor (Paulinus, 20. Nov.). Drückt dieser Titel nicht aus, dass im Dialog der Bischöfe mit den Laien durchaus das Wirken des Heili-

gen Geistes zu spüren ist! Darin zeigt sich auch seine Überzeugung, dass es falsch ist, an einer starren, unveränderbaren Lehre festzuhalten und diese als gottgegeben zu erklären. So hat er bereits in einer Predigt in Essen entschiedene Kritik an der römischen Haltung geäußert: „Wie kommen durchaus kluge Köpfe heutzutage zu der völlig ungeschichtlichen Behauptung, die Kirche habe keine Vollmacht, ihre Lehre in der Auseinandersetzung mit der Gegenwartskultur und ihren Prägungen zu verändern, denn dies bedeutet Treulosigkeit gegenüber Christus und seinem Evangelium?“ Indem er sich heftig gegen den diffamierenden Vorwurf wehrt, was in Deutschland geschieht, sei Zeitgeistigkeit, stellt er klar: „Es ist der beständige Weg der Kirche seit ihren Anfängen“ (Zitiert in der Frankfurter Rundschau v. 8. Sept. 22).

Jede und Jeder, der Theologie studiert hat, weiß, dass es heute kein Christentum mehr gäbe, wenn es sich nicht in die wechselnden Kulturen integriert hätte (Vgl. dazu Karl-Heinz Ohlig, Fundamentalchristologie. Im Spannungsfeld von Christentum und Kultur). Gerade haben die Bischöfe in Deutschland öffentlich Lob für ihre Reform des Arbeitsrechtes bekommen. Mit ihr bekennen sie sich zu dem in der freiheitlichen Demokratie so wichtigen Begriff der Vielfalt.

Eine Kirche, die bei den Menschen bleiben will, braucht geradezu die Laien. Aus der Arbeit in ihren „weltlichen“ Berufen kennen sie die Probleme und die neuesten Entwicklungen und Fortschritte der Gesellschaft. Sie sind es, die in der Welt verantwortungsvoll handeln. Durch ihr ehrenamtliches Wirken halten sie der Kirche die Türen und Fenster offen zur heutigen Welt. Auf ihre Stimme nicht zu hören und den Dialogprozess mit ihnen zu beenden, wozu reaktionäre Kreise im Vatikan den Papst drängen, wäre dann theologisch gesprochen die schwerste Sünde überhaupt, „eine Sünde wider den Heiligen Geist“ und könnte für die Kirche zum Fall in die Bedeutungslosigkeit führen.

Die Sprache der Glaubenshüter, die sich um die reine Lehre sorgen, ist kalt. Sie reden ganz kühl von „befugt sein“ und „nicht befugt sein.“ Es ist eine Sprache „von-oben-herab“. Das war nicht die Sprache Jesu.

Nach dem soeben erfolgten jährlichen Pflichtbesuch der deutschen Bischöfe in Rom kann jeder in zwei vom Vatikan veröffentlichten Dokumenten nachlesen, wie schroff, rechthaberisch und respektlos besonders die beiden Kurienkardinäle Ladaria und Ouellet die Bischöfe abgekanzelt haben. Jesus gebraucht die Sprache der Empathie. Er verkündet einen Gott, der sich erbarmt, der mit seinem Herzen bei den Menschen sein will. Der biblische Gott spricht aus seiner Barmherzigkeit (lateinisch misericordia) heraus. Die Mystikerin und Begine Mechthild von Magdeburg hat dafür im 13. Jahrhundert aus dem lateinischen Wort das schöne deutsche Wort Erbarmehrigkeit geprägt. In dichterischen Versen hat sie die Erbarmehrigkeit Gottes besungen und sich wie Jesus aus ihrer eigenen Erbarmehrigkeit heraus um die Kranken gekümmert und sie täglich gepflegt. Und wie Jesus hat sie scharfe Kritik an den Männern geübt, die anders lebten als sie predigten. Sie sprach schon damals offen von der „verdorbenen Geistlichkeit“.

Die kirchliche Adventszeit ist geprägt von der Sehnsucht nach der Wiederkunft Jesu. Könnte es nicht sein, dass Jesus dann die Glaubenshüter fragen wird: Warum habt ihr nicht meine Sprache der Empathie gesprochen mit denen, die aus eurer Kirche geflohen sind, als sie noch bei euch waren? Habt ihr denn nicht die Enttäuschung all der Getauften gespürt, die gegangen sind, weil ihr eure Machtstellung nicht aufgeben wolltet, habt ihr nicht gespürt, dass es immer kälter geworden ist, als die Jugend ausblieb und als die Frauen, gerade die Engagiertesten, die Kirche verließen, weil das Unrecht gegen sie euch gleichgültig war! Warum habt ihr nicht verstanden, den synodalen Weg mitzugehen, als die Ängste in der Welt so zahlreich waren, als die Menschen eine geschwisterliche Kirche gebraucht hätten und keine Kirche des Gehorsams und der Unterwerfung?

Ida Raming, Stephan Rohn

Ordinatio Sacerdotalis - ein frauenfeindliches und fehlerhaftes Lehrschreiben von Papst Johannes Paul II., das keine Akzeptanz und Anerkennung verdient

Am 9.9.2022 wurde auf der Vollversammlung des Synodalen Weges mit großer Mehrheit der Grundtext „**Frauen in Diensten und Ämtern in der Kirche**“ verabschiedet. Vorangestellt wird dem Text die Frage:

„Die Lehre von 'Ordinatio Sacerdotalis' wird vom Volk Gottes in weiten Teilen nicht angenommen und nicht verstanden. Darum ist die Frage an die höchste Autorität (Papst und Konzil) zu richten, ob die Lehre von 'Ordinatio Sacerdotalis' nicht geprüft werden muss: Im Dienst der Evangelisierung geht es darum, eine entsprechende Beteiligung von Frauen an der Verkündigung, an der sakramentalen Repräsentanz Christi und am Aufbau der Kirche zu ermöglichen. Ob die Lehre von 'Ordinatio Sacerdotalis' die Kirche unfehlbar bindet oder nicht, muss dann verbindlich auf dieser Ebene geprüft werden.“

I. Fehler in dem Schreiben OS

Aus diesem Anlass werden im Folgenden die in *Ordinatio Sacerdotalis* (OS) von 1994 genannten Gründe für den Ausschluss der Frau vom Priesteramt genannt und ihre Fehlerhaftigkeit aufgezeigt.

1. „Christus berief nur Männer zu seinen Aposteln“ (OS Nr. 2)

In Anlehnung an die 12 Patriarchen/Stammväter in Israel berief Jesus (nach Lk) 12 Männer. In dieser Hinsicht handelte Jesus gemäß der patriarchalischen Struktur seiner Zeit im alten Israel. Frauen hätte er aufgrund ihres damaligen sozialen Status nicht in dieses Amt berufen können. Denn

Frauen hatten bspw. kein gerichtliches Zeugnisrecht. Ihr öffentliches Wort hatte keinerlei Bedeutung und wäre daher in der Verkündigung völlig wirkungslos gewesen. Vielmehr noch: Frauen missionierend in die Welt zu schicken, wäre vermutlich ihrem Todesurteil gleichgekommen.

Jesus hätte auch die damals in Israel herrschende Sklaverei nicht aufheben können; denn sie war eine gefestigte rechtliche Institution. Zu unterstellen, dass Jesus in dieser Hinsicht völlig „frei und unabhängig“ handelte, dass also die „*Handlungsweise Christi nicht auf soziologischen oder kulturellen Motiven der damaligen Zeit beruhten*“ (OS Nr. 2), erkennt sowohl die damalige soziale Wirklichkeit als auch die praktischen Handlungsoptionen Christi grundlegend.

2. „Konstante Praxis der Kirche“, die Christus in der ausschließlichen Wahl von Männern nachahmte (OS Nr. 1)

Eine „konstante Praxis“ oder Tradition des Frauenausschlusses vom Priestertum ist bis heute nicht wissenschaftlich belegt worden und stellt eine bloße Behauptung dar. Angesichts der unterprivilegierten sozialen Stellung der Frau war die Frage des Frauenpriestertums längere Zeit nicht relevant. Das belegen viele Texte, hier ein Beispiel: „*Die Frau muss ihr Haupt verschleiern, weil sie nicht Gottes Ebenbild ist. Damit sie als (Gewalt-) Unterworfenen sichtbar ist und weil die Sünde durch sie ihren Anfang genommen hat, muss sie dieses Zeichen tragen und soll in der Kirche aus Ehrerbietung vor dem Bischof das Haupt nicht frei, sondern verschleiert tragen; ebenso soll sie keine Redevollmacht haben, weil der Bischof die Person Christi verkörpert. Wie also vor Christus, dem Richter, so verhalte sie sich vor dem Bischof, weil er der Stellvertreter des Herrn ist; um der Ursünde willen muss sie sich unterwürfig zeigen.*“ (Ambrosiasterkommentar, Kap 19, Corpus I.C., ed. Friedberg I 1255f., zit. nach I. Raming, Der Ausschluss der Frau vom priesterlichen Amt. Gottgewollte Tradition oder Diskriminierung? Diss. Köln-Wien 1973, S. 61f).

Im Übrigen gibt es in der Kirchengeschichte Hinweise auf das Gegenteil einer solchen

„konstanten Praxis“. Es gab Frauen mit herausgehobener Stellung in der Kirche. Seit dem Mittelalter waren dies bspw. die Äbtissinnen wie die - sogar zur Kirchenlehrerin erhobene - bekannte *Hildegard von Bingen*.

Für das Frühchristentum liegen etliche biblische Nachweise für Frauen in Gemeindeleitender Verantwortung vor, bekannte Namen sind *Junia* (Röm 16,7), Diakonin *Phoebe* (Röm 16,1-2) und *Priska* (Röm 16,3-5).

Nicht zuletzt ist die Jahrhunderte alte Tradition der Verehrung und Darstellung Mariens als Priesterin ein Hinweis darauf, dass es die behauptete „konstante Praxis“ nicht gibt. Die in der Marien-Tradition zum Ausdruck kommende Selbstverständlichkeit einer *mulier sacerdotalis* (einer priesterlichen Frau) wurde offensichtlich mit Aufkommen der Frauenbewegung als Bedrohung des klerikalen Patriarchats empfunden, so dass die Darstellung Mariens in liturgischen Priestergewändern 1913 untersagt wurde.

3. Maria, die Mutter Jesu und „Mutter der Kirche“, erhielt „nicht den eigentlichen Sendungsauftrag der Apostel“ (OS Nr. 3)

Wie alle Frauen unterlag auch Maria der patriarchalen Struktur der damaligen Gesellschaft. Jesus hätte sie daher sinnvollerweise nicht in den Zwölferkreis berufen können. Er wusste, dass er damit Gottes Heilsplan nicht hätte verwirklichen können und darüber hinaus seine eigene Mutter gefährdet hätte. Dieser wichtige Umstand wird in OS nicht erwähnt, das sich damit erneut als realitätsfremd und nicht überzeugend erweist.

4. Christus wird nur durch einen Mann repräsentiert (OS Nr. 2)

Selbst wenn man von der Notwendigkeit der Repräsentanz Christi im Priesterdienst ausgeht, kann es heute dabei nur um die Vergewärtigung des auferstandenen Christus gehen, der nunmehr im Jenseits kein Geschlecht mehr hat. Daher kann auch bei der heutigen Christusrepräsentanz das Geschlecht keine Rolle mehr spielen und bleibt offen (vgl. Mt 22, 29-32).

Selbst wenn Jesus Christus auch im Jenseits ein Mann bliebe - wie die Erklärung *Inter insigniores* behauptet -, steht damit noch nicht fest, das ein bestimmtes Geschlecht für die Repräsentanz erforderlich ist. Der Priester soll Christus und damit den „Herrn und Erlöser“ „vergegenwärtigen“. Die für diese Repräsentation erforderliche Ähnlichkeit mit ihm wird lehrseitig allein an das physische Merkmal der Männlichkeit gebunden, eine reduktionistische Auffassung, die in hypersexualisierter Weise das Mannsein betont und es bibelwidrig über das Frausein erhebt. Dies ergibt sich ausdrücklich aus der bekannten Stelle aus dem Galaterbrief:

„Ihr seid alle durch den Glauben Söhne und Töchter Gottes in Christus Jesus. Denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus angezogen. Da gilt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht männlich und weiblich; denn ihr alle seid 'einer' in Christus Jesus“ (Gal 3,26-28).

5. Die Kirche hat „keinerlei Vollmacht, Frauen die Priesterweihe zu spenden“ (OS Nr. 4)

Nicht die Kirche, sondern Gott beruft zum Priestertum, wie der Apostel Paulus im Korintherbrief klarstellt: *„Gottes Geist teilt einer jeden, einem jeden zu, wie Gottes Geist will“ (1 Kor 12,11)*. Dies bedeutet, dass Gott auswählt und sich nicht vorschreiben lässt, nur Männer zum priesterlichen Dienst zu berufen. Richtig müsste es daher heißen: Die Kirche hat keinerlei Vollmacht, Frauen den Zugang zum Priesteramt grundsätzlich zu verweigern.

Zwar wird von Seiten der kirchlichen Lehre bestritten, dass es überhaupt Berufungen von Frauen zum Priestertum gibt; in respektloser Weise werden diese pauschal negiert. Gegen diese Realitätsverweigerung sprechen viele Beispiele von Frauen, die glaubhaft Berufungen zum Priesteramt bezeugen. Zahlreiche Zeugnisse sind in dem von der Benediktinerin Philippa Rath 2021 herausgegebenen Buch *„Weil Gott es so will“ - Frauen erzählen von ihrer Berufung als Diakonin und Priesterin* dokumentiert.

Diese Berufungen sollten endlich anerkannt und gewürdigt werden. Ungehorsam gegenüber Gottes Geist ist nicht hinnehm-

bar. Das Verharren im unchristlichen Patriarchat hindert die Männerkirche daran, die geistgewirkten Berufungen von Frauen anzuerkennen.

6. Unfehlbarkeit des Frauenausschlusses?

Umstritten ist, welche Bindungswirkung OS entfaltet, insbesondere inwieweit es Unfehlbarkeit beanspruchen kann. Nach Peter Hünermann handelt es sich dabei nicht um eine dogmatische Erklärung: *„Formal legt der Papst keine unfehlbare dogmatische Definition vor. Das geht aus dem Genus literarium, der sorgfältig abgegrenzten Wortwahl zur Charakteristik der Amtsvollmacht und des Aktes der Erklärung selbst hervor.“* (P. Hünermann, *Schwerwiegende Bedenken. Eine Analyse des Apostolischen Schreibens 'OS'*, in: Walter Groß (Hg.): *Frauenordination – Stand der Diskussion in der katholischen Kirche*, München 1996, S. 120-127, hier: S. 123.).

Sein Urteil stützt sich u.a. auf das Votum der päpstlichen Bibelkommission, die im Vorfeld der Veröffentlichung von *Inter insigniores* mit der Frage befasst worden war, ob aufgrund des neutestamentlichen Befundes die Priesterweihe von Frauen ausgeschlossen sei. Ihr Votum von 1976 lautete, dass vom NT her *„keine Hinderungsgründe erkennbar sind, Frauen zur Priesterweihe zuzulassen“* (a.a.O. S. 125). Dieses Votum „passte“ der Kongregation für die Glaubenslehre nicht, obwohl sie die entsprechende Untersuchung selbst in Auftrag gegeben hatte. Es wurde infolgedessen vom Vatikan nicht veröffentlicht. In dem von Walter Groß herausgegebenen Buch *„Frauenordination“* wird es aber zugänglich gemacht (S. 25-31).

II. Theologischer Rückschritt

Ordnet man OS kirchengeschichtlich ein, so zeigt sich darin ein deutlicher Rückschritt. Die Kirche war im Hinblick auf Geschlechtergerechtigkeit schon weiter, insbesondere zu Zeiten des II. Vatikanums.

1. Pacem in Terris

In der Enzyklika *Pacem in Terris* (PT) von Papst Johannes XXIII. (1963) öffnete sich die römisch-katholische Kirche erstmals explizit gegenüber den Menschenrechten.

Der Papst lobte die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte von 1948 als einen „*Akt von höchster Bedeutung*“ (PT Nr. 75) und konkretisierte die Menschenrechte, nach denen „*Mann und Frau gleiche Rechte und Pflichten haben*“. Er stellte fest, dass die Menschen das „*unantastbare Recht*“ hätten, „*jenen Lebensstand zu wählen, den sie für gut halten, ... entweder eine Familie zu gründen ... oder das Priestertum oder den Ordensstand zu ergreifen*.“ (PT Nr. 9). Damit öffnete Johannes XXIII. die Tür, um künftig auch Frauen zum Priesteramt zuzulassen. Er sah es als ein göttliches Zeichen der Zeit, dass „*die Frau am öffentlichen Leben teilnimmt*“ und „*jene Rechte und Pflichten in Anspruch nimmt, die der Würde der menschlichen Person entsprechen*“ (PT Nr. 22).

2. Gaudium et Spes

Noch deutlicher tritt die Öffnung der Kirche für die Gleichberechtigung der Frau in der Pastoralkonstitution *Gaudium et Spes* (GS) zu Tage, dem letzten Dokument des II. Vatikanums von 1965: „*Jede Form einer Diskriminierung in den gesellschaftlichen und kulturellen Grundrechten der Person, sei es wegen des Geschlechts oder..., muss überwunden und beseitigt werden, da sie dem Plan Gottes widerspricht*“ (GS Nr. 29).

Die Forderung umfasst zwar ausdrücklich nur die „*gesellschaftlichen und kulturellen*“ Rechte, nicht aber die kirchlichen Rechte. Dies folgt aus dem Kontext in GS, dem Kapitel „*Die menschliche Gemeinschaft*“. Aber kann die Kirche von den Gesellschaften der Welt etwas fordern, was sie selbst nicht zu geben bereit ist? Das würde zu Recht als Doppelmoral kritisiert werden. Daher ist im Geiste von GS die Folgerung unabweisbar, dass auch die innerkirchliche Diskriminierung zu verurteilen ist und der Ausschluss der Frauen vom Priesteramt „*dem Plan Gottes widerspricht*“.

Eine Zuspitzung erfährt das Plädoyer für die Geschlechtergerechtigkeit in der darauf folgenden gesellschaftskritischen Anklage: „*Es ist eine beklagenswerte Tatsache, daß jene Grundrechte der Person noch immer nicht überall unverletzlich gelten; wenn man etwa der Frau das Recht der freien Wahl des Gatten und des Lebensstandes ..., wie sie dem Mann zuerkannt wird, verweigert*“ (a.a.O.).

Auf solche fortschrittlichen vatikanischen Äußerungen könnte auch ein anderes Licht fallen: Angesichts immer noch andauernder kirchlicher Diskriminierungen mögen sich heute viele Menschen fragen, ob die Einforderung der Menschenrechte nicht nur eine frömmelnde Heuchelei ist oder war. Dies würde jedoch auf den Konzilspapst Johannes XXIII. nicht zutreffen.

3. Einordnung

Hinter die als christlich proklamierten Werte der 1960er Jahre fällt OS 30 Jahre später deutlich zurück. Damit verkennt die wiedererstarkte patriarchale Gesinnung in der katholischen Kirche die „*Zeichen der Zeit*“. Gleichzeitig entfremdet sich die Kirche - unter Missachtung wissenschaftlicher Erkenntnisse - der Welt und ihrer gesellschaftlichen Entwicklung, auf die in PT und GS anders als in OS ausdrücklich Bezug genommen wurde.

Zwar wird OS oft als ein unüberwindliches Hindernis gesehen, mit dem Frauenpriesteramt die innerkirchliche Gleichberechtigung zu realisieren. Aber damit wird dieses Apostolische Schreiben bis heute überschätzt. OS dürfte als ein Zeichen der Schwäche in die Kirchengeschichte eingehen. Mit seiner Forderung, „*dass sich alle Gläubigen der Kirche endgültig an diese Entscheidung zu halten haben*“ (OS Nr. 4), ist es ein defensiver Akt der Kirche, der versucht, die innerkirchlichen Konsequenzen der - aus der Würde des Menschen folgenden - Gleichberechtigung von Mann und Frau aufzuhalten. Der Geist von Freiheit und Gleichheit kann nicht mehr mit Argumenten gebannt werden, sondern erfordert offensichtlich repressive Mittel wie den Einsatz von Autorität und Macht. OS dokumentiert damit die Hilfslosigkeit einer leer gewordenen römischen Basta-Politik. Es ist ein anti-synodales Relikt und damit ein doppelter Rückschritt: inhaltlich und kirchenpolitisch.

III. Fazit

Die von Papst Johannes Paul II. in OS angeführten Gründe gegen die Frauenordination sind sämtlich nicht haltbar. Offensichtlich dienen sie nur dazu, die notwendigen Reformen hinsichtlich der Stellung der Frau in der katholischen Kirche zu

verhindern und die innerkirchliche Diskriminierung der Frauen aufrecht zu erhalten. Damit gefährdet diese Lehre nicht nur die Zukunft der Kirche, sondern führt letztlich auch zu einer Erosion des priesterlichen Dienstes in der Kirche. 60 Jahre nach Eröffnung des 2. Vatikanums mutet OS heute wie ein verzweifelter, aber untauglicher Versuch von Johannes Paul II. an, über seinen eigenen Tod hinaus die kirchliche Lehre zu versteinern und seinen päpstlichen Nachfolgern Fesseln anzulegen.

Theo Mechtenberg

Trägt die russische Kultur am Ukrainekrieg eine Mitschuld?

Putins Vernichtungskrieg gegen die Ukraine hat den Kulturbetrieb in den westlichen Demokratien hart getroffen. Es kam zu einer Vielzahl von Ausladungen russischer Künstler. Betroffen waren u. a. zwei namhafte Dirigenten, Pavel Sorokin vom Londoner Royal Opera House sowie Valery Sergiev von den Münchener Philharmonikern, die sich als Ensemble gegen seinen Auftritt ausgesprochen hatten. Die Deutsche Oper in Bonn zog ihre Einladung an Dimitry Bartman, den Intendanten der Moskauer Helekon-Oper zurück. Und in Augsburg wurde eine Operette von Schostakowitsch abgesagt, weil ukrainische Musiker des Orchesters sich weigerten zu spielen. Dies sind nur einige wenige Beispiele einer förmlichen Welle von Ausladungen russischer Künstler und Absetzung russischer Werke aus Protest gegen Putins zerstörerischen Krieg und als Zeichen der Solidarität mit der Ukraine.

Wie widersprüchlich die Frage nach einer möglichen Mitschuld russischer Kultur und ihrer Vertreter am Krieg in der Ukraine gesehen wird, zeigt ein Vorgang bei den Filmfestspielen in Cannes. Der Regisseur Serebrennikov trat nach Aufführung seines

mit der Goldenen Palme ausgezeichneten Films „Tschaikowskis Frau“ auf die Bühne, ließ sich ein Mikrophon reichen und sagte unter dem Applaus des Publikums „Nein zum Krieg“. Dabei hatte die ukrainische Filmakademie seinen Ausschluss von den Filmfestspielen gefordert. Und dies obwohl der inzwischen im Exil lebende Serebrennikov in Putins Regime jahrelang unter Hausarrest stand und sein preisgekrönter Film in seiner Heimat nicht auf die Leinwand kommt, weil er die Homosexualität von Tschaikowski thematisiert.

Serebrennikov sprach in Cannes nicht nur sein „Nein zum Krieg“. Auf der Pressekonferenz bedauerte er, dass außer ihm kein weiterer russischer Filmemacher vertreten sei. Er betonte, Kultur und Krieg seien Gegensätze, die sich einander ausschließen, wodurch sich jeglicher Boykott der Kultur verbiete. Sie sei per se gegen jeglichen Krieg gerichtet, vermittele menschliche Werte und fördere die Empathie.

Nicht von jedem wird diese positive Sichtweise geteilt, die im Übrigen einer gründlichen Überprüfung bedarf. So ist die polnische Literaturwissenschaftlerin Renata Lis¹ der Meinung, Serebrennikov, der es unterlassen hatte, deutlich Ross und Reiter beim Namen zu nennen, habe ganz im Geiste der im Westen verbreiteten Ideen des Pazifismus und der Autonomie der Kunst den Sinn der Sanktionen gegen Russland untergraben und die Verantwortung für den Krieg in der Ukraine relativiert.

Die Frage nach der Verantwortung der russischen Literatur für den Krieg in der Ukraine

Diese Frage bedarf einer näheren Untersuchung. In der Diskussion um die Verantwortung der russischen Literatur für den Ukrainekrieg werden insbesondere zwei ihrer Erscheinungsformen angeführt: Grausamkeit und imperiale Ideen.

Der ukrainische Schriftsteller Oksana Sabuschko erinnert an seine Schullektüre in der UdSSR, an Turgenjews Erzählung „Mumu“, in der ein stummer Leibeigener

¹ Renata Lis, Rosja Putina to tyrania ze znów Ordo Iuris, Ziobry i Jędraszewski (Putins Russland, eine Tyrannei nach den Träumen von Ordo Iuris, Ziobro und Jędraszewski) Gazeta Wyborcza v. 06. 07. 2022 (Internet).

auf Befehl der Gutsherrin sein von ihm geliebtes treues Hündlein tötet. Von dieser Grausamkeit sei heute die in der Ukraine wütende russische Soldateska bestimmt, die auf Putins Befehl nicht nur Hunde umbringe, sondern wehrlose Alte, Frauen und Kinder.²

In der Tat ist die russische Literatur gerade in Hinblick auf die Brutalität, mit der Putin seinen Vernichtungskrieg führt, aufschlussreich. Das ist jedenfalls die Auffassung des polnischen Schriftstellers Janusz Anderman.³ Er verweist auf Alexander Soltschenizyn und seinen Gulag-Bericht „Drei Tage im Leben des Iwan Denissowitsch“, mehr noch auf den weniger bekannten Warlam Schalamow, der in Abständen insgesamt 18 Jahre Lagerhaft erlebt und seine Erfahrungen in sechs Zyklen seiner „Erzählungen aus Kolyma“ dokumentiert hat. Es seien die gleichen Regeln, die im Straflager wie in Putins Krieg zur Geltung kommen, „eine auf der verbrecherischen imperialen Idee basierende Gewalt, der sich der wehrlose Mensch ausgesetzt sieht, der zu Grunde gerichtet werden muss, denn er bildet ein Hindernis bei der Verwirklichung des Ziels.“

Dennoch warnt Renata Lis bei allem Verständnis für die Leiden der ukrainischen Nation vor Übertreibungen: „Die russische Literatur ist wie jede andere Nationalliteratur: Sie bringt verschiedene Gesichtspunkte, verschiedene Ideen und Geisteszustände zum Ausdruck. Man kann sich mit ihr streiten, sie in den jeweiligen Kontexten interpretieren, aber man würde ihr Zwang antun, wolle man sie für Kriegsverbrechen verantwortlich machen.“ Verantwortlich ist jeder einzelne für die von ihm begangenen Untaten, ganz unabhängig von seinem jeweiligen Lesestoff.

Das andere Russland nicht vergessen

Angesichts der Bilder aus Butscha mit den auf den Straßen verstreuten Leichen, die

² Lektionen aus einem grossen Bluff – der Weg zum Massaker von Butscha führt auch über die russische Literatur, Die Zeit v. 28. 04. 2022 (Internet)

³ Janusz Anderman, Karac za wojne rosyjska kulture? (Soll man die russische Kultur für den Krieg bestrafen?), Gazeta Wyborcza v. 01. 10. 2022 (Internet)

deutliche Spuren von Folter aufweisen, angesichts der erschütternden Berichte vergewaltigter Frauen und ihrer Traumata, angesichts der planmäßigen Zerstörung der Infrastruktur, so dass Alte, Frauen und Kinder ohne Wasser und Strom leben müssen, während der Winter naht, reagieren viele Ukrainer mit Hass und Verfluchung all dessen, was russisch ist. Wer will ihnen das verdenken? Und doch muss man sich um seiner selbst willen vor derlei selbstzerstörerischen Emotionen schützen. Und man muss sich ihrer auch, wie der ukrainische Schriftsteller Jewhen Zacharow meint, um des „anderen Russlands“ willen widersetzen.⁴ Denn das gibt es, die 14% Russen, die in den Wahlen gegen Putin gestimmt haben, die 2014 nach der Okkupation der Krim dem patriotischen Rausch nicht verfielen und Putins Krieg verurteilten, die trotz des Risikos ihrer Verhaftung und einer langjährigen Lagerhaft gegen ihn demonstrieren. Seit dem 24. Februar, dem Tag des Überfalls auf die Ukraine, sind bis Mitte Juni tausende Russen wegen „Diskriminierung der Armee“ verhaftet worden. Und wer es wagt, die Wahrheit über diesen Krieg zu verbreiten, der wird wegen „Falschmeldung“ verklagt und verurteilt. Dieses „andere Russland“, so Zacharow, will uns unterstützen. Aber „es braucht uns. Ich bin sicher, dass Putins Staat gezwungen wird, doch wir müssen dafür sorgen, dass das „andere Russland“ Bestand hat und sich ausweitet, „damit es eine bedeutend größere Rolle nach unserem Sieg in dem Staat spielt, der aus den Trümmern des jetzigen Imperialismus neu erwächst.“

Imperiales Ideengut in der russischen Literatur

Neben der Grausamkeit sind imperiale Ideen für die russische Literatur kennzeichnend, und dies bei so unterschiedlichen Schriftstellern wie Dostojewski und Brodsky.

Der polnische Schriftsteller und Literaturhistoriker Stefan Chwin erinnert daran, dass Putin aus Anlass des 200. Geburtsta-

⁴ Jewhen Zacharow, Ukraina zamierza usunąć z bibliotek 100 mln rosyjskich książek. Z korzyścią dla agresora (Die Ukraine beabsichtigt, 100 Millionen russische Bücher aus den Bibliotheken zu entfernen. Zum Nutzen des Aggressors), Gazeta Wyborcza v. 01.10.2022 (Internet)

ges von Dostojewski am 11. November 2021 dessen in ein Museum umgewandelte Moskauer Wohnung besucht hat. Diese Visite des russischen Präsidenten wurde vom Fernsehen übertragen und in den Medien kommentiert: „Dostojewskis Weltbild ist die Grundlage einer neuen Ideologie unseres Landes.“⁵

Chwin verweist auf eine für Dostojewski lebensprägende traumatische Erfahrung: In jungen Jahren gehörte er einem oppositionellen Zirkel an, wurde verhaftet und zum Tode verurteilt. Als er bereits vor dem Schießkommando stand, sei er vom Zaren durch einen im letzten Augenblick eintreffenden Boten begnadigt und das Todesurteil in Lagerhaft umgewandelt worden. Dies habe seinen Widerstand gegen das Zarentum gebrochen, und Dostojewski sei zu einem Propagandisten der zaristischen Alleinherrschaft geworden. „In der späteren Schaffensphase von Dostojewski wurde er zum Apostel – sagen wir – einer sakralen Expansion Russlands. Sakral, weil es nicht nur um die territoriale Eroberung der Welt durch die russische Armee ging, sondern auch um die auf russische Bajonette gestützte Gute Nachricht von der Errichtung einer besseren Welt, d. h. um die tiefe Überzeugung, dass das imperiale Russland auf Erden der letzte Retter eines wahren, authentischen Christentums ist, das die Menschheit von der ‚geistigen Fäulnis des Westens‘ befreit.“⁶

Die sowohl von Putin wie vom Moskauer Patriarchen Kyrill vertretene Auffassung eines von Fäulnis befallenden Westens sowie die Vorstellung von einer, wenn nicht globalen, so doch alle slawischen Völker umfassenden orthodoxen Einheit unter der Ägide Moskaus, des Dritten Roms, sind durch Dostojewski vorgeprägt.

Am deutlichsten vertritt dieses Gedanken- gut der Kreml-Ideologe Aleksandr Dugin. Als Professor an der Moskauer Militärakademie bekommen die höheren Offiziere diese Weltsicht als Grundlage ihres Denkens und Handelns vermittelt. Und sie hat ökumenische Konsequenzen, denn das wahre Christentum findet sich allein in der Orthodoxie. Entsprechend versteht sich das

heutige Russland als Antithese zum westlichen, zumal römischen Christentum. Auch in dieser Hinsicht ist Dostojewski der Ideengeber. Er war in seiner Publizistik geradezu besessen von dem Gedanken, Rom habe an Jesus Verrat geübt, wodurch sich der Westen in eine Gesellschaft falsch verstandener Freiheit verwandelt habe.

Nach dem Gesagten ist es keine Frage, dass Dostojewski neben deren Inhalten mit seiner orthodox-imperialen Publizistik Putin wie Kyrill eine ideologische Rechtfertigung des Ukrainekrieges liefert. Aber soll man deswegen Dostojewskis Weltruhm genießende Romane nicht mehr lesen, sie auf den Scheiterhaufen werfen?

Einer, von dem kaum jemand angenommen hätte, dass er der Idee eines russischen Imperialismus und der daraus resultierenden Feindschaft gegenüber der Ukraine anhängt, ist Josif Brodsky (1940 – 1996). 1940 in Leningrad geboren, fiel er in seiner Jugend wegen seines aufsässigen Verhaltens auf, wurde in späteren Jahren als „gesellschaftlicher Parasit“ zu einer langjährigen Lagerhaft verurteilt, kam nach 18 Monaten frei, wurde 1964 ausgebürgert, emigrierte in die USA, wo er 1977 die amerikanische Staatsbürgerschaft erhielt. 1987 bekam er den Nobelpreis für Literatur.

Alles Sowjetische war Brodsky verhasst. Nicht einmal seine Geburtsstadt nannte er mit Namen, sondern mit dem Initial „P“ – als Zeichen für St. Petersburg. Man sollte daher meinen, dass Brodsky den Zusammenbruch der UdSSR begrüßt und die aus der Konkursmasse hervorgegangenen Staaten akzeptiert hätte. Das war jedoch nicht der Fall. Den mit dem Ende der Sowjetunion verbundenen Zerfall des Imperiums empfand er vielmehr, ähnlich wie Putin, als persönliche Kränkung. Als sich die Ukraine 1991 für unabhängig erklärte, reagierte Brodsky darauf voller Wut mit dem Schmähdgedicht „Auf die Unabhängigkeit der Ukraine“. Der Text sprüht förmlich von Hass. Das Gedicht ist eine einzige Schimpfkanonade. Die Ukrainer werden zu einem primitiven Volk herabgewürdigt. Von „Drecksäcken“ ist die Rede, von „Fritzen“ und „Pollacken“, die den Ukrainern die Ärsche aufreißen sollen, sowie vom Verrat an Russland.

Bezeichnend ist, dass dieser obszöne, von Verunglimpfungen strotzende Text 2014

⁵ Stefan Chwin, *Dlaczego Dostojewski podoba się Putinowi?* (Warum findet Putin Gefallen an Dostojewski?), *Gazeta Wyborcza* v. 15.07.2022 (Internet)

⁶ Ebd

nach der Annexion der Krim in Russland zum Gedicht des Jahres erklärt wurde. Und es ist ein Stichwortgeber für die bösartige antikukrainische Propaganda, die die Russen tagtäglich im Fernsehen und in den sonstigen staatlichen Medien serviert bekommen.

Das Beispiel Brodsky zeigt zudem, dass selbst in der westlichen Welt geschätzte russische Persönlichkeiten, die aus der Ablehnung des sowjetischen Systems sowie der Alleinherrschaft Putins kein Hehl machen, von der Vorstellung eines die Ukraine integrierenden russischen Großreiches nicht frei sind. Dies gilt u. a. für Solschenizyn⁷ und Nawalny, der 2014 die Annexion der Krim ausdrücklich begrüßt hat und auch sonst durch nationalistische Äußerungen aufgefallen ist. „Wir nehmen nicht wahr, dass weder der Märtyrertod im Lager noch die Auflehnung gegen die Autokratie, in welcher Form auch immer, keine Garantie dafür ist, dass ein russischer Schriftsteller oder Aktivist diesen imperialistischen Rassismus nicht in sich hat.“⁸

Doch weder von Dostojewskis religiös-orthodox geprägtem Imperialismus, noch von Brodskys Schmähgedicht und auch nicht von Solschenizyns Träumen von einem russischen Großreich führt ein direkter Weg zu den Gräueln in Butscha. Andererseits wäre ohne sie ihre Instrumentalisierung nicht möglich, wie sie jahrelang durchaus erfolgreich von Putin betrieben wurde und weiter betrieben wird, um seinen zerstörerischen Krieg beginnen und rechtfertigen zu können. So haben denn, um ein Beispiel zu wählen, die Russen nach Einnahme von Cherson ein überlebensgroßes Porträt von Alexander Puschkin aufgehängt in Erinnerung daran, dass

er einmal diese Stadt besucht hat. Wobei anzumerken ist, dass auch dieser bedeutende russische Poet antiukrainische Ideen vertreten hat. In seinem Langgedicht Poltawa erinnert Puschkin an die dortige Schlacht (1709), in der die Kosaken auf Seiten der Schweden gegen die Russen kämpften, die am Ende den Sieg davontrugen. Und die Träume der Ukrainer auf Unabhängigkeit von Russland erfüllten sich nicht.

Auch Brodsky beginnt sein Schmähgedicht mit dem Hinweis auf den schwedischen König Karl XII. und Poltawa. An beiden Beispielen wird deutlich, wie weit der ukrainisch-russische Konflikt in die Geschichte zurückreicht, wie stark und wie gegensätzlich er, durch die Kultur vermittelt, das historische Bewusstsein von Russen und Ukrainern prägt, wie leicht er ins Heute abrufbar ist und wie folgens schwer seine aktuellen Auswirkungen sein können.

Karl Josef Wendling

Predigt zum Sonntag der Weltmission 2022

in Saarlouis St. Johannes

Liebe Gemeinde!

Am Sonntag der Weltmission will ich zu einigen aktuellen Fragen Stellung beziehen. Sie hängen mit dem Thema „Mission“, wie ich es verstehe, zusammen: Umgang mit dem eigenen Glauben und mit dem Glauben anderer.

In letzter Zeit ist mir da einiges in den Medien begegnet, aber auch im Gespräch mit Bekannten. Was zur Sprache kam, wird Sie vielleicht auch interessieren.

Im September diesen Jahres war in Kasachstan ein „Weltkongress der Religionen“. Papst Franziskus hat daran teilgenommen. Das war gar nicht selbstverständlich. Denn erstens ist der Papst alt und gebrechlich. Und zweitens gibt es immer

⁷ Solschenizyn (1918-2008), Nobelpreisträger für Literatur, dachte autoritär. Im amerikanischen Exil äußerte er sich sehr kritisch zur Demokratie. 1990 erschien von ihm eine politische Denkschrift, die sich als „Russlands Weg aus der Krise“ übersetzen lässt. Darin spricht er der Ukraine eine eigene Nationalität ab und vertritt ein alle Slawen umfassendes russisches Großreich. Solschenizyn erwies sich nach seiner Rückkehr nach Russland als Repräsentant eines konservativen christlich-orthodox geprägten Weltbildes. Mit dieser Auffassung spielte er Putin in die Karten, der ihn denn auch 2007 in seiner Wohnung aufsuchte, um ihm für die Auszeichnung mit dem Staatspreis der Russischen Föderation zu gratulieren.

⁸ Renate Lis, a.a.O.

noch Stimmen, besonders im Vatikan, die meinen, die „einzig wahre Kirche“ dürfe sich nicht mit anderen Religionen an einen Tisch setzen. Unsere römisch-katholische Kirche ist ja bis heute nicht Mitglied im ökumenischen Rat der Kirchen. Schickt nur eine Abordnung zu den Treffen.

Der Papst hat es aber gemacht. Er war in Kasachstan dabei. Und er hat die Gelegenheit genutzt, alle Religionen zum Einsatz für den Frieden und gegen Krieg aufzurufen. Da spielt ja gerade Patriarch Kyrill von Moskau bei Putins Krieg in der Ukraine eine unrühmliche Rolle. Papst Franziskus sagte wörtlich, so unsere Bistumszeitung PAULINUS: „Gott ist Frieden und er führt immer zu Frieden, niemals zum Krieg.“ Da können wir dem Papst sicher zustimmen. Aber er sagte in seiner Rede auch: Religionen seien nicht das Problem beim Krieg, sondern Teil der Lösung. Da muss ich dem Papst widersprechen. Das stimmt so nicht. Das wissen wir aus der Geschichte und aus der Gegenwart. Religionen sind auch Teil des Problems. Da müssen wir Christen vor der eigenen Tür kehren und mit dem Zöllner im Tempel (Sonntagsevangelium) sagen: Gott sei mir Sünder gnädig. Demut ist angesagt. Im Namen von Jesus, im Namen Gottes, im Namen unseres Glaubens wurden Menschen auf dem Scheiterhaufen verbrannt, gefoltert und verfolgt und furchterliche Kriege geführt und Verbrechen begangen bis zum heutigen Tag. Und Krieg verherrlicht, siehe Patriarch Kyrill und Nazizeit!

Und wenn wir dazu nicht stehen, offen und ehrlich, haben wir nichts gelernt und belügen uns selbst. Ohne Ehrlichkeit gibt es keine Glaubwürdigkeit. Und jetzt im Iran: Eine religiöse Clique unterdrückt die Frauen und im Grunde das ganze Volk im Namen Allahs! So viele mutige Frauen und Männer stehen auf und wehren sich unter Lebensgefahr. Nach dem Tod einer jungen Frau durch die „Sittenpolizei“ war das Maß voll. Und ich hoffe und bete, dass der Aufstand Erfolg hat. Und ich hoffe, dass immer mehr Menschen auch bei uns das unterstützen, öffentlich. Unfriede und Ungerechtigkeit in der Welt – leider sind Religionen Teil des Problems. Das liegt nicht an Gott. Er ist ein Gott des Friedens und der Freiheit. Es liegt an uns Menschen. Sie machen sich Gott zurecht, wie sie ihn brauchen, für ihre Macht- und Habgier. Weil Religionen

Teil des Problems sind, sind sie auch Teil der Lösung. Ohne Frieden in den Religionen und zwischen den Religionen gibt es auch keinen Frieden in der Welt. Dafür brauchen wir die Erneuerung auch in unserer christlichen Kirche: Neu maßnehmen an Jesus, d.h. an der Gottes- und Nächstenliebe. Dann gewinnt der christliche Glaube auch wieder mehr Strahlkraft und Glaubwürdigkeit in der ganzen Welt.

Unser Glaube mit seiner Hoffnung über den Tod hinaus und mit dem Gebot der Liebe – sogar zu den Feinden – hat der Welt so viel zu geben. Dazu gehört auch der Dialog mit den anderen Religionen, das offene Gespräch mit ihnen, der Austausch, das gegenseitige Kennenlernen. Dazu hat das 2. Vatikanische Konzil angeregt, vor 60 Jahren! Solcher Dialog fordert aber auch Respekt vor allen Menschen, die auf die Frage nach Gott eine andere Antwort geben als wir. Der Papst hat diesen Respekt vorgelebt. „Das Christentum ist EINE Antwort auf die Frage nach Gott.“ (Franz Xaver Kaufmann) Wir glauben die beste. Aber wir können auch von anderen manches lernen. Was wäre der erste Punkt zu „Mission heute“:

Respekt der Religionen voreinander, Dialog auf Augenhöhe und gemeinsames Bemühen um Frieden in der Welt – im Namen Gottes!

Ein zweites Thema möchte ich noch kurz anschneiden. Da geht es mehr um die Weitergabe des Glaubens in der eigenen Familie an die nächste oder übernächste Generation. Also Mission familiär. Das ist ja längst nicht mehr selbstverständlich, dass das einfach so weitergeht.

Neulich kam ein guter Bekannter zu mir. Er sagte: Wir haben in der Familie ein Problem. Unsere verheiratete Tochter ist schwanger. Sie und ihr Mann wollen das Kind nicht taufen lassen. Er ist aus der Kirche ausgetreten. Und unsere Tochter hat keine Beziehung zur Kirche mehr, obwohl sie als Mädchen sonntags immer in die Kirche ging – musste. Meine Frau versucht nun Druck zu machen. Das gibt Streit. Mein Bekannter selbst ist evangelisch und sieht das mit der Kirche und der Taufe lockerer. Er fragt mich um Rat, was ich meine? Was kann man da sagen als Pfarrer, als Christ, als Freund der Familie? Das ist sicher kein Einzelfall. Vielleicht ha-

ben Sie so etwas auch schon erlebt – oder es kommt noch.

Ich rate als Erstes: kein Druck, kein Zwang: Wenn ihr das Kind nicht taufen lasst, dann... Wir haben Religionsfreiheit! Druck kann viel kaputtmachen. Will man das? Ist es nicht etwas Positives, wenn Menschen ehrlich sind? Unsere Kirche ist durch eigene Schuld zur Zeit nicht sehr attraktiv. Wer ausgetreten oder distanziert ist, muss nicht ungläubig sein und ist deswegen auch kein schlechter Mensch. Auch Nichtgetaufte sind Kinder Gottes. Sie wissen es nur vielleicht nicht. Im Leben kann noch so viel passieren. Es gibt so viele Wege und Möglichkeiten, mit Gott und Jesus und dem Glauben an ihn in Berührung zu kommen: Im Kindergarten, in der Schule, durch Freunde und Freundinnen, durch die religiösen Feste wie St. Martin, Nikolaus, Advent, Weihnachten usw. Und wenn man Oma und Opa besucht und da beim Essen ein Tischgebet gesprochen wird oder eine Kinderbibel da liegt, ein Kreuz an der Wand hängt ...

Ich sage: Den eigenen Glauben leben, ohne aufdringlich zu werden. Und füreinander dasein. Das ist die beste Werbung. Und mit Gott darüber sprechen. Amen.

Gregor Tischler

Saat lacrimae rerum

"Epochenwechsel", "Zeitenwende" - seit Ende des 2. Weltkrieges wurden diese Metaphern wohl nicht mehr so oft gebraucht wie in diesem Jahr 2022. Der Kanzler sprach zu Beginn des Ukrainekrieges davon; auch beim Tod Gorbatschows oder der Queen konnte man diese Ausdrücke wiederholt hören und lesen. Und sie passten ja auch.

Dass nun "imprimatur" nach 55 Jahren nicht mehr erscheinen wird, auch dies ist für manche von uns, die wir uns freuten, wenn wieder die Zeitschrift im Briefkasten lag, und die wir sie neugierig lasen, eine

Art Epochenwechsel, zumindest im Kleinen. Um dies zu belegen, möchte ich ein paar persönliche Erfahrungen schildern. Man möge mir nachsehen, wenn ich dazu ein wenig ausholen muss.

Als das 2. Vatikanische Konzil endete, war ich noch keine 17 Jahre alt. Der Aufbruch, den Johannes XXIII in die Wege leitete, ging auch an unserer sehr (traditionell-)katholischen Familie nicht spurlos vorüber. Vor allem die Reform der Liturgie veränderte unser religiöses Leben. Die "Stillen Messen", bei denen in den Bänken der Rosenkranz gebetet wurde, waren auf einmal Vergangenheit. Dass das Konzil aber auch auf dogmatischem Gebiet eine Art Zeitenwende brachte, wurde uns "braven Katholiken" erst später bewusst. 1968 - das Jahr, in dem "imprimatur" das Licht erblickte - begann ich mein Theologiestudium; fortan war ich ein sog. "Laientheologe". Ich hatte das Glück, an einer erst vor kurzem eröffneten Universität studieren zu dürfen, bei kompetenten Professoren, die selbst wesentlich vom Geist des "aggiornamento" beseelt waren. Es war eine Epoche des kirchlichen und ökumenischen Aufbruchs - auch wenn ebenfalls 1968 die Enzyklika "Humanae vitae" verkündet wurde, die von heute aus betrachtet leider den Beginn einer Reihe innerkirchlicher Rückschritte brachte, die bis heute nicht überwunden sind. Ich erinnere mich, dass die überwiegende Mehrzahl derer, die mit mir Theologie studierten, das Verbot künstlicher Empfängnisverhütung als lebensfremd, inhuman, ja geradezu unchristlich ablehnten!

Was das mit "imprimatur" zu tun hat? Sehr viel! Denn das 2. Vatikanum führte ja zu einem generellen Bewusstseinswandel. Kritik an innerkirchlichen Strukturen, an der Hierarchie, an tradierten Moralvorstellungen und an vielem anderen galt nun nicht mehr als "unchristlich", sondern vielfach als konstruktiv und in die Zukunft weisend. Man wollte die Kirche weiter, weltweiter, ja, humaner machen.

Leider kannte ich zu meiner Studienzeit "imprimatur" noch nicht. Wir engagierten Studentinnen und Studenten lasen meist die Wochenzeitung "Publik" - die nach gut drei Jahren 1971 von der Deutschen Bischofskonferenz nicht mehr gefördert und damit aufgelöst wurde. "Publik ist tot", so

lautete die Schlagzeile der letzten Ausgabe vom 19. November 1971 - die Titelseite bewahre ich bis heute auf. A propos: Der Leitartikel von Alois Schardt erscheint heute nicht weniger aktuell, wenn da z.B. zu lesen ist: "Woran wir gestorben sind? Am katholischen Milieu!" - Freilich, das sei einschränkend angemerkt, schrumpft dieses Milieu inzwischen immer mehr auf Sektenmaß...

Als ich längst verbeamteter Religionslehrer war, wurde ich durch einen Kollegen auf "imprimatur" aufmerksam gemacht (für seine Anwerbung erhielt er einen gelben Regenschirm). Ich war sofort sehr angetan und bin bis heute ein eifriger Leser geblieben (erst sehr viel später schrieb ich dann selbst den einen oder anderen Artikel dafür).

Was "Publik" und "imprimatur" gemeinsam haben? Beider Maxime war bzw. ist die Bemühung um Ehrlichkeit, um Wahrheit. Beide zeichnet(e) das kritische (!) Engagement für eine Zukunft im Geist wahren Christentums aus. Besonders aber ist für "imprimatur" theologischer Tiefgang hervorzuheben. Bemühung um Erbaulichkeit stand, im Gegensatz zu manch anderer religiös orientierten Zeitschrift, nie im Vordergrund.

Ach, wie sehr schmerzt es uns, einer interessierten und engagierten Leserschaft, dass nun bald auch "imprimatur" tot sein wird! Woran sie stirbt, das hat uns der Leitartikel von Karl-Heinz Ohlig in Nr. 3/2022 erklärt. Wie aber wird es künftig mit Verstehenshilfen zu Glaubensthemen aussehen, die für eine humane Zukunft bedeutsam sind? Gerade Nicht-Theologen, die daran interessiert sind, aber sonstwo kaum Erklärendes finden (meist schon gar nicht im pastoralen Bereich), werden das Angebot von "imprimatur" schmerzlich vermissen.

Die immer größer werdenden Akzeptanzprobleme der Kirchen werden bleiben. Daran wird wohl auch der (begrüßenswerte) Synodale Weg nicht viel ändern können. Im Klartext: Zölibat und Ausschluss der Frauen von kirchlichen Ämtern, die nach wie vor lebensfremde Sexualmoral und so vieles andere mehr sind aufgeklärt, in einer Demokratie sozialisierten Menschen schlicht und einfach nicht mehr vermittel-

bar. Folklore allein macht nicht zukunftsfähig.

55 Jahre kämpfte "imprimatur" für Reformen, griff aktuelle, interessante Themen mit Kompetenz auf und ging ihnen auf den Grund. Diese Zeitschrift war - man verzeihe mir die Emphase - ein Leuchtturm im Meer religiös orientierter Publikationen. Mille, mille grazie!!

Nun aber gilt, wie der Lateiner (Vergil) sagt: *Sunt lacrimae rerum* (Aen. I 462) - frei übersetzt: Es gibt Anlass zum Weinen.

Gregor Tischler

Sie versteht sich als Christin

Giorgia Meloni, Parteivorsitzende der postfaschistischen Rechten und jetzt auch Ministerpräsidentin Italiens, betonte im vorausgehenden Wahlkampf immer wieder ihr (angebliches) Christsein. Als Abtreibungsgegnerin mag sie durchaus einiges gemeinsam mit christlich-ethischen Grundsätzen haben, ist doch nach kirchlichem Maßstab das 5. Gebot auch auf das ungeborene menschliche Leben anzuwenden. Davon abgesehen sollten freilich auch die Seelennöte ungewollt schwangerer Frauen - man denke nur an Vergewaltigungsoffer - in die ethische Argumentation Eingang finden.

In der ZEIT-Beilage "Christ & Welt" vom 3.10. dieses Jahres war ein informativer Hintergrundartikel über Melonis sonstige ethischen Anschauungen zu finden: Julius Müller-Meinigen, "Was glaubt Giorgia Meloni?" Danach wird man sie wohl weniger als Christin sehen müssen, sondern vielmehr als postfaschistische Ideologin. Bemerkenswert, dass sie, die laut Artikel Johannes Paul II als "größten Pontifex der Moderne und größten Staatsmann des 20. Jahrhunderts" bezeichnete, den jetzigen Papst wegen dessen sozialen Aktivitäten,

etwa im Umgang mit Flüchtenden und gesellschaftlich am Rande Stehenden, aber auch seinen Einsatz für die Schöpfung kritisiert. Offenbar sieht sie im Bemühen, die Schöpfung zu bewahren, nichts anderes als "Öko-Ideologie".

Was allerdings noch weit mehr zu denken gibt, sind die Sympathien so mancher, auch hochrangiger Kirchenvertreter ihr gegenüber. Müller-Meinungen nennt in diesem Zusammenhang u.a. die Kardinäle Robert Sarah (Guinea) und Camillo Ruini, den Vorsitzenden der italienischen Bischofskonferenz von 1991 bis 2007. Man könnte hier wohl auch Gerhard Ludwig Müller nennen, der ja bei den letzten US-Wahlen Trump Joe Biden vorzog.

Das Problem, dass konservativ-traditionalistisch eingestellte kirchliche Amtsträger sehr häufig eine eher rechte politische Einstellung zeigen, findet sich bereits im frühen 20. Jahrhundert. Dabei kann man mit der Mussolini-Nähe der Kirche in Italien beginnen oder mit der Demokratiefeindlichkeit großer Teile der Kirche während der Weimarer Republik - für die nicht zuletzt Kardinal Faulhaber steht.

Ich erinnere mich gut, wie in meiner frommen Familie die "Sozis" als Freunde der Kommunisten bezeichnet wurden, eine Bezeichnung, die Konrad Adenauer, der in Kirchenkreisen fast schon als lebender Heiliger verehrt wurde, sinngemäß auch gerne in Wahlkämpfen benutzte. Als er im September 1957 die absolute Mehrheit errang, sagte meine Großmutter (daran erinnere ich mich noch gut, obwohl ich damals erst 8 Jahre alt war), zum Kruzifix über dem Küchentisch gewandt: "Himmelvadderl, host deine Deitschen doch no liab, sunst waar's scho oganga, 's Eispirrn" (hätte das Einsperren schon begonnen).

Sogar noch 1976 wurde in den Kirchen ein Hirtenwort zur Bundestagswahl verlesen, in dem von gefährlicher Staatsverschuldung die Rede war: ein klarer Hinweis, nicht die sozialliberale Koalition unter Helmut Schmidt zu wählen. (Meine Frau und ich verließen daraufhin, mit den Schuhabsätzen laut auftretend und alle Blicke auf uns ziehend, vom Altarraum aus durch den Mittelgang den Würzburger Dom.)

Geschichte wirft lange Schatten. Dass der gottverneinende Marxismus durch Lenin und den Bolschewismus zur Macht kam

und das Christentum grausam bekämpfte, brachte kirchlicherseits mehr oder weniger alle "weltlichen" sozialen Bestrebungen in Misskredit. Wenn nun Giorgia Meloni alles, was auch nur in die Nähe "linken" Gedankenguts gerückt werden kann, indirekt als unchristlich hinstellt, stößt sie bei zahlreichen traditionalistisch orientierten Kirchenvertretern auf Sympathien.

Zukunftsorientiert im christlichen Sinne ist das gewiss nicht. Papst Franziskus mag theologisch nicht auf neuestem Stand sein. Sein Handeln im sozialen Bereich und seine Wertschätzung der Natur als Gottes Schöpfung: Dies ist gewiss christlich, aus einem liebenden Herzen kommend. Diejenigen aber, die man (nicht nur in den USA) unkritisch mit dem Sammelbegriff "christliche Rechte" bezeichnet, liefern wohl eher den Beweis, wie einfach und verführerisch es ist, Wahrheit und Irrtum, Wahrheit und Lüge zu verwechseln.

Theo Mechtenberg

Im Krakauer Erzbistum rumort es

Nach Abschluss des synodalen Prozesses der polnischen Kirche sollten die Bistümer bis zum 30. Juni 2022 eine Synthese der Ergebnisse veröffentlichen. Dem kamen die einzelnen Diözesen nach, allerdings mit Ausnahme des Krakauer Erzbistums. Metropolit Marek Jędraszewski hatte die Publikation untersagt und dadurch erst recht die Neugierde der Öffentlichkeit geweckt. Offenbar, so die allgemeine Vermutung, war in den synodalen Beratungen das eine oder andere bekannt gemacht worden, was ihn in einem schlechten Licht erscheinen ließ.

Die Erfahrung besagt, dass ein Dokument, das viele kennen, nicht dauerhaft verheimlicht werden kann. So gelang es denn auch Journalisten der „Gazeta Wyborcza“, in Be-

sitz des Textes zu gelangen und ihre Leser über den Inhalt zu informieren.¹

Scharfe Kritik am Zustand der Krakauer Diözese

Bei ihrer Recherche kamen die Journalisten der „Gazeta Wyborcza“ mit drei Krakauer Geistlichen und einem Katecheten, einem Laien, ins Gespräch. Und die übten am Zustand ihres Bistums scharfe Kritik, doch aus Furcht vor Repressalien nicht unter ihrem Namen, sondern unter den Initialen A, B, C sowie K.

A sprach geradezu von einer durch den Metropoliten verschuldeten „pastoralen Katastrophe“, was auch im Abschlussdokument erkennbar sei. B sagte, in den Beratungen zur Analyse der Probleme der Krakauer Kirche und ihren Herausforderungen hätten die Gläubigen „ohne Pardon“ mehrfach auf Jędraszewski als den Schuldigen verwiesen. Er politisiere die Kirche und mache sie zum allgemeinen Gespött. Seine Gemeindeglieder würden, wie er selbst, die Lust verspüren, auf die synodale Frage nach einem schnellstmöglichen Wandel innerhalb der Krakauer Kirche zu antworten, der Metropolit und mit ihm seine gesamte Kurie solle zum ...

C betonte, die Gläubigen möchten in der Kirche eine Stimme haben. Sie zeigten sich über die Krakauer Kirche verärgert, denn sie entspreche nicht ihren Bedürfnissen. Das Dokument spiegele das gestörte Verhältnis zwischen Priestern und Gläubigen und verdeutliche den allgemein herrschenden Klerikalismus.

K berichtet aus seiner Erfahrung als Katechet. Die Priester fühlten sich bereits mit zwei Wochenstunden Katechese überlastet. Geradezu mit Händen zu greifen sei das vielfach schlechte Niveau des von Geistlichen durchgeführten Religionsunterrichts. Die Folge – selbst religiös engagierte Schüler wurden sich von der Katechese abmelden. Im Übrigen habe er lange auf das Dokument gewartet wie sicher alle Katholiken des Erzbistums. Habe man bei der Kurie nachgefragt, wann endlich das Dokument

erscheinen werde, sei man wenig freundlich abgefertigt worden. Nun sei er froh, durch die „Gazeta Wyborcza“ Kenntnis von dem Dokument nehmen zu können.

Diese Aussagen der drei Priester und des Katecheten finden im Abschlussdokument ihre Bestätigung.

Anmerkungen zum Dokument

Das zehnsseitige Dokument enthält als erstes eine namentliche Auflistung der an den Beratungen unmittelbar beteiligten Synodenmitglieder. Zudem wird einleitend mit einem gewissen Stolz hervorgehoben, dass etwa 30% der Einwohner des Erzbistums die Fragebogen beantwortet haben, darunter nicht nur eng mit der Kirche verbundene Priester, Ordensleute und Laien, sondern auch der Kirche fernstehende Personen. Nach Alter und Beruf seien sie ein Spiegelbild der polnischen Gesellschaft. Gefragt wurde u. a.:

Wie steht es im Erzbistum um die Toleranzen gegenüber, die nicht den offiziellen Standpunkt der Kirche, sondern andere Ansichten vertreten?

Ob und auf welche Weise finden Laien, insbesondere Frauen und Jugendliche, Gehör?

Gibt es einen Dialog mit Bekennern anderer Religionen sowie mit Personen ohne religiöse Affinität?

Lernt die Kirche etwas aus dem Dialog mit weltlichen Institutionen (Politik, Ökonomie, Kultur, Zivilgesellschaft und Menschen in Armut)?

Was muss sich in der Krakauer Kirche am allerschnellsten ändern?

Im Dokument ist vermerkt, dass es viele „negativen Emotionen“ gibt bezüglich der Art und Weise, wie die Kirche, nicht nur die Krakauer, funktioniere. Doch ihr Grund sei die Sorge um die Kirche sowie das Bewusstsein eigener Verantwortung. Bössartige Äußerungen indes seien eine Seltenheit.

Kritische Aussagen

Das Dokument zeigt den Willen zu Veränderungen. Der wird allein schon dadurch deutlich, dass die Krakauer aktiven Gläubigen nur eine geringe Bindung an ihre Pfarrei besitzen. Sie suchen nach einer Kirche, in der die Feier der Liturgie und die Predigt

¹ Małgorzata Skowrónka, Abp Jędraszewski blokuje publikację dokumentów synoda krakowskiego (Erzbischof Jędraszewski blockiert die Publikation der Krakauer Synodendokumente), Gazeta Wyborcza (Internet)

ihnen zusagen, wo sie das finden, was sie in ihrer Heimatgemeinde vermissen. Und sie beklagen sich über die Missachtung ihrer persönlichen Rechte und die Verletzung ihrer Würde. Gespräche mit dem Pfarrer bei Hausbesuchen oder in der Kanzlei der Kurie glichen oft Verhören und wirkten auf sie abstoßend. Es gäbe keine Begegnung auf Augenhöhe. Nur zu oft würden sie von oben herab behandelt, nicht als Subjekte, sondern als Objekte der Pastoral. Es sind diese typischen Formen des Klerikalismus, die in dem Dokument mehrfach zur Sprache kommen.

Angesichts der Vielzahl an klerikalen Missbrauchsfällen in der polnischen Kirche, der breiten Berichterstattung in den Medien und der eindrucksvollen Filme überrascht es nicht, dass diese Problematik zu den „besonders brennenden Fragen“ des Dokuments zählt. Die Aussagen betreffen die kirchlichen Versäumnisse, die verbreitete Praxis des „unter den Teppich Kehrens“ sowie die unzureichende Hilfe für die Opfer. Das Problem, so der Vorwurf, werde von den Geistlichen, einschließlich der Bischöfe, nicht mit dem erforderlichen Ernst angegangen.

Der Krakauer Metropolit im Visier der Kritik

Im Dokument wird Erzbischof Jędraszewski auf eine zwar indirekte, doch für jeden Leser deutlich erkennbare Weise kritisiert. Dazu drei Beispiele:

Die vom synodalen Prozess eingeforderte Toleranz gilt auch gegenüber der homosexuellen Minderheit. Diese Toleranz lässt der Krakauer Erzbischof vermissen. Mehr noch: Er gilt als einer ihrer schärfsten Gegner. Seine Aussage, dass es sich hier um eine sich verbreiternde „Pest“ handle, löste nicht nur in der weltlichen Öffentlichkeit, sondern bis weit in kirchliche Kreise hinein, eine Welle der Empörung aus. So versteht es sich, dass folgende Aussage des Dokuments vor allem auf ihn gemünzt ist: „Leider erscheint in den sehr emotionalen Aussagen häufig der Vorwurf einer Verfolgung und Erniedrigung homosexueller Personen. Als Resultat gibt die Kirche von sich das Bild einer fremden- und homofeindlichen Institution ab, die sich nicht an einer von Liebe geprägten Haltung orientiert.“

Als ein besonderes Ärgernis vermerkt das Dokument die mit großem Pomp in Krakau gefeierte kirchliche Wiederverheiratung des geschiedenen Chefs des staatlichen Fernsehens, Jacek Kurski. Sein Fall fiel in die Zuständigkeit der Krakauer Kurie, die die Nichtigkeitserklärung seiner ersten Ehe erwirkt hat. Der Verdacht ist bis heute nicht ausgeräumt, dass es hier nicht mit rechten Dingen zuging, dass politische Beweggründe mit im Spiel waren. Denn Jacek Kurski, der inzwischen zum Wahlkampfleiter von PiS ernannt wurde, nutzte jahrelang die Fernsehkanäle zu einer aggressiven Propaganda im Interesse der Kaczyński-Partei und ihrer Regierung. Er erwies sich damit als Garant ihres Machterhalts. Dass der Krakauer Metropolit den Nationalkonservativen nicht nur nahesteht, sondern sie aktiv unterstützt, ist kein Geheimnis, so dass die Vermutung naheliegt, Jędraszewski habe sich persönlich der Sache angenommen und die für Kurskis kirchliche Trauung mit seiner zweiten, gleichfalls geschiedenen Frau erforderliche kirchliche Voraussetzung ermöglicht. Auch dieser, den Krakauer Metropoliten belastende Fall dürfte ein Grund sein, das Dokument nicht zu veröffentlichen.

Nach Aussage des Abschlussdokuments reagierten die befragten Gläubigen auf die Politisierung innerhalb der Krakauer Kirche mit besonders herber Kritik: „Wir können die Frage der sogenannten politischen Predigten nicht außer Acht lassen. Es gab eine Menge Forderungen, den Ambo nicht zu einem Forum politischer Ansichten zu machen. Es verbietet sich, in der Predigt seine politische Sympathie zum Ausdruck zu bringen. Eine derartige Politisierung der Erlösungsbotschaft stößt die Gläubigen von der Kirche ab. Viele der Befragten fordern harte Strafen für politische Priester.“

Diese scharfe Kritik zielt zu allererst auf den Metropoliten. Denn er vor allem ist es, der mit seinen öffentlichen Äußerungen die regierende PiS unterstützt und damit für seinen Klerus ein Zeichen setzt, es ihm gleich zu tun. So kommentierte er 2015, um ein Beispiel zu wählen, die von PiS mit absoluter Mehrheit gewonnenen Parlamentswahlen, indem er zunächst den Wahlverlierer diffamierte: „Die letzten Monate und Wochen des vorhergehenden Parlaments und der Regierung waren mit vielen offenkundigen und deutlichen antichristlichen

Initiativen verbunden.“ Und dann erklärte er: „Zum Glück hat jene politische Formation – auch mit Hilfe der Kanzel – den Kampf verloren, so dass es heute eine derartige Situation nicht mehr gibt. Die Kirche braucht nicht mehr in eine geistige Auseinandersetzung einzutreten, wie zu Zeiten der PO-Regierung.“² Für Jędraszewski ist die Politik, und das bis heute, das Feld, auf dem es nicht nur um die Lösung bestimmter weltlicher Probleme geht, sondern um einen erbitterten Kulturkampf, indem sich Gut und Böse unversöhnlich gegenüberstehen, repräsentiert durch die nationalkonservative PiS auf der einen und die westliche liberale Werte vertretende Bürgerplattform auf der anderen Seite. Mit dieser fast apokalyptischen Sichtweise rechtfertigt er sein politisches Engagement.

Der Publizist Adam Szostkiewicz, selbst ein Krakauer, der sich speziell mit kirchlichen Fragen befasst, wertet die Verhinderung der Veröffentlichung des synodalen Abschlussdokuments durch Erzbischof Jędraszewski als Bestätigung dafür, dass er auf fatale Weise der Kirche schadet. Dass das Dokument nicht publiziert wurde, zeige, dass er in Krakau mit seinen Gläubigen ein Problem hat. Es mache sich schlecht, wenn der Bischof die Wahrheit, die ihm nicht passt, unterdrückt.

Massive Kritik des „Tygodnik Powszechny“ an der Amtsführung des Krakauer Metropoliten

In zwei aufeinander folgenden Nummern übt die katholische Wochenzeitung „Tygodnik Powszechny“ an Erzbischof Jędraszewski Kritik.³ Wie andere Bischöfe hat sich auch der Krakauer Metropolit der Vertuschung sexueller Verbrechen eines pädophilen Priesters schuldig gemacht, ohne dass er dafür belangt worden wäre.

Besonderes Augenmerk gilt seiner engen Verbindung zur nationalkonservativen Kaczyński-Partei „Recht und Gerechtigkeit“ (PiS). Jędraszewski stehe an der Spitze der Fraktion polnischer Bischöfe, die öffentlich

PiS unterstützen. Als stellvertretender Vorsitzender der Bischofskonferenz und Mitglied des dreiköpfigen Präsidiums blockiere er kirchliche Stellungnahmen, die eine deutliche Zurückhaltung in der Beziehung zu PiS einfordern. Bezeichnend in diesem Zusammenhang sei, dass sich, was als höchst ungewöhnlich gewertet werden müsse, Erzbischof Stanisław Gądecki, der Vorsitzende der Bischofskonferenz, genötigt sah, nur im eigenen Namen eine Stellungnahme zu veröffentlichen, mit der er vor den Parlamentswahlen im Herbst 2015 davor warnte, quasi als Kirche „konkrete politische Vorhaben“ zu unterstützen, denn offenbar habe sich Jędraszewski geweigert, dieses Papier mitzutragen.

Ein diktatorischer Führungsstil

Ähnlich wie die liberale „Gazeta Wyborcza“ hatten auch Redakteure des „Tygodnik Powszechny“ Schwierigkeiten, Gesprächspartner zu finden, die bereit waren, über die Situation in der Krakauer Erzdiözese auszusagen. Wer sich dazu bereitfand, habe darauf bestanden, anonym zu bleiben. Allein dies zeigt, dass im Krakauer Erzbistum eine der Gemeinde Christi unwürdige Angst herrscht. Sie hat ihren Grund in einem diktatorischen Führungsstil des Metropoliten, dem durch Säuberungsaktionen bereits zahlreiche Mitarbeiter der Kurie zum Opfer gefallen seien, Priester wie Laien.

Direkten Zugang zum Erzbischof hätten lediglich sein ihm treu ergebener Sekretär sowie Frau A, eine Germanistin ohne jeden kirchlichen Titel, die als rechte Hand des Metropoliten gelte und sich in Krakau den Ruf einer grauen Eminenz erworben habe. Ihre Bekanntschaft mit Jędraszewski reicht bis in die Zeit zurück, als er in Posen Chefredakteur der Posener Kirchenzeitung „Przewodnik katolicki“ war. Sie begleitete ihn, als er zum Bischof von Łódź berufen wurde. Man sage von ihr, die dortige Kurie habe vor ihr gezittert.

Wie kann eine Kirche funktionieren, in der solche Zustände herrschen und nicht einmal die Mitarbeiter der Kurie einen direkten Zugang zu ihrem Erzbischof haben, sondern wochenlang darauf warten müssen, vorgelassen zu werden?

² Rafał Zakrzewski, Pan Bóg nie chce mieć władzy nad światem, a biskupi chcą (Gott will keine Herrschaft über die Welt, die Bischöfe wollen sie schon) Gazeta Wyborcza v. 15.04.2017, (Internet).

³ Anna Goc u. a., Kościół jest zamknięty (In sich geschlossene Kirche), Tygodnik Powszechny v. 02. 10. 2022, S. 13-19.

Theo Mechtenberg

30 Jahre Schulkatechese in Polen

Die erste gesellschaftlich relevante Initiative der polnischen Bischofskonferenz nach dem Ende kommunistischer Herrschaft und der Übernahme der Regierungsverantwortung durch den ehemaligen Oppositionellen Tadeusz Mazowiecki im August 1990 galt der Einführung eines schulischen Religionsunterrichts. Auf ihren Druck, vorbei am Parlament und ohne gesetzliche Grundlage, öffneten sich für die Priester bereits mit Beginn des Schuljahrs am 1. September 1990 die Schultore. Entsprechend den bischöflichen Richtlinien wird seitdem in sämtlichen polnischen Schulsystemen ein streng katechetischer, ganz auf die Vermittlung katholischer Glaubenslehre ausgerichteter Unterricht erteilt.

Die Einführung der Schulkatechese war umstritten. Und dies nicht nur, weil sie auf undemokratischem Wege erzwungen wurde und angesichts des damals vorherrschenden kirchlichen Triumphalismus erzwungen werden konnte. Schließlich war Polens Kirche mit dem Untergang des kommunistischen Systems als Sieger der Geschichte hervorgegangen und bildete einen beachtlichen gesellschaftlichen Machtfaktor. Unabhängig davon gab es innerkirchliche Stimmen von Priestern und namhaften Theologen, die die Einführung einer Schulkatechese für den falschen Weg hielten und dafür plädierten, es bei den bestehenden katechetischen Punkten im Nahbereich der Gemeinden zu belassen, da man mit ihnen zu Zeiten des Kommunismus gute Erfahrungen gemacht hatte. Selbst marxistische Religionssoziologen stellten für die Jahre zwischen 1977 und 1980 einen massenhaften Zulauf jüngerer Jahrgänge sowie unter Abiturienten eine Steigerung ihrer Teilnahme an dieser Form der Glaubensunterweisung von 61,6% auf 77,4% fest. Dieser Zuwachs ist zwar der religiösen Begeisterung zu verdanken, von der Polen durch die Papstwahl des Krakauer Kardinals

Karol Wojtyła erfasst wurde, doch auch ohne das ist der damalige Stand - im Vergleich zur heutigen Situation – beachtlich.

Eine negative Bilanz

Nach 30 Jahren Schulkatechese fällt die Bilanz ernüchternd aus. Rein institutionell betrachtet erscheint sie mit rund 30 000 Katecheten höchst beachtenswert. Und dennoch können gegenwärtig nicht alle freien Stellen besetzt werden.

Fast 60% der Religionslehrer sind Laientheologen, 30% Diözesanpriester, die übrigen 10% verteilen sich auf Ordensschwwestern (6%) und Ordenspriester (4%). Finanziert werden die Katecheten nicht von der Kirche, sondern aus Mitteln der Selbstverwaltungsorgane, also praktisch aus dem Steueraufkommen. Die Kosten bewegen sich pro Jahr zwischen 1,5 und 15 Millionen Złoty, je nachdem, ob es sich um Dörfer und Kleinstädte oder um Großstädte mit zahlreichen Schulen handelt.

Doch wie steht es um die Bedeutung der Schulkatechese als solche? Üben die Katecheten ihren Beruf gerne aus? Werden die Lernziele erreicht? Ist ein Erfolg der Schulkatechese an der religiösen Prägung der Schülerinnen und Schüler erkennbar?

Leider fehlen für eine objektive Einschätzung die erforderlichen Daten. Der Episkopat hat offenbar kein Interesse daran, entsprechende Untersuchungen in Auftrag zu geben. Die 10 Jahre zurückliegende Studie „Schulische Katechese zwischen Wirklichkeit und erfüllte und unerfüllte Erwartungen“ ist veraltet, ihre Ergebnisse sind dennoch aufschlussreich. Danach erlebten 61,5% der Katecheten ihre Arbeit als wenig erfolgreich. Als Gründe gaben sie fehlendes Engagement und Interesse der Schülerinnen und Schüler (16,3%), Probleme mit der Disziplin (18,7%) sowie den Mangel an attraktiven Themen (12,7%) an. Die befragten Katecheten beklagten zudem ihren geringen sozialen Status; man halte sie für „Lehrer dritter Klasse“.

Einen gewissen Einblick in die gegenwärtige Situation erlaubt die Auswertung der Ergebnisse des synodalen Prozesses, der – wie in allen Diözesen der Weltkirche – in Vorbereitung auf die römische Bischofssynode auch in Polen stattfand. Er wurde im Sommer 2022 mit der Veröffentlichung

entsprechender Schlusssdokumente abgeschlossen. In diesem Rahmen kam auch eine kritische Einschätzung der Schulkatechese zur Sprache. Eine immer wieder erhobene Forderung ist die nach einer Reduzierung der Katechese auf nur eine Wochenstunde, was allein schon als ein Zeichen gewertet werden muss, dass sich die Schulkatechese bei den Religionslehren wie bei den Schülerinnen und Schülern keiner besonderen Beliebtheit erfreut. Auch findet sich gelegentlich der Wunsch, die Schulkatechese gänzlich aufzugeben und zu den bewährten katechetischen Punkten zurückzukehren.

Die Äußerungen befragter Teilnehmer des synodalen Prozesses sowie die Aussagen der Abschlussdokumente lassen sich als ein erstes Eingeständnis nicht erfüllter Erwartungen seit Einführung der Schulkatechese lesen. So heißt es im Abschlussdokument der Krakauer Erzdiözese, das zwar von Metropolit Marek Jędraszewski nicht freigegeben wurde, aber dennoch an die Öffentlichkeit gelangte: „Für viele Schülerinnen und Schüler, aber leider auch für Katecheten, ist die Schulkatechese eine verlorene Zeit.“

Ein Krakauer Priester, der aus Furcht, identifiziert zu werden, nicht einmal seinen Vornamen preisgeben wollte, sagt von sich, er nehme Antidepressiva und sei in psychiatrischer Behandlung, weil er beruflich ausgebrannt sei. „Seit 17 Jahren unterrichtete ich Religion im Liceum sowie in den oberen Klassen einer Grundschule. Nach dem Theologiestudium ging ich voller Enthusiasmus an die Arbeit, doch der nahm von Jahr zu Jahr ab. Und das nicht der Schüler wegen. Stellen Sie sich bitte vor, dass man zu Ihnen am Montag von der christlichen Barmherzigkeit spricht, Sie aber am Tag zuvor vom Bischof hörten, Polen werde von einer Homopest überflutet. Oder die Eltern der Kinder nehmen Antikonzeptionsmittel, und ich soll die Lehre der Kirche zur Empfängnisverhütung vertreten. Heute ist der Religionsunterricht eine missio impossibile. Ich habe das Gefühl, dass Religion in der Schule der katholischen Kirche mehr Schaden als Nutzen bringt.“

Ein seit sechs Jahren als Katechet tätiger Priester zeigt sich von der Lektüre der Abschlussdokumente erschüttert: „Es ist mit Händen zu greifen, dass die mindere Qualität der Katechese in den Schulen zur Lai-

sierung beiträgt. Ich habe die Umfragen aus vier verschiedenen Pfarreien zur Kenntnis genommen, und überall ist es ein und dasselbe – auch die in Gemeinschaften religiös engagierte Jugend lehnt die Schulkatechese als langweilig ab.“

Die Teilnahme an den zwei Wochenstunden Katechese ist freiwillig. Volljährige Jugendliche können sich selbst abmelden, für minderjährige Schülerinnen und Schüler muss dies durch die Eltern geschehen. Wie groß die Quote an Abmeldungen landesweit ist, darüber gibt es keine Daten. Einzeluntersuchungen zeigen aber, dass sie – besonders in den Städten – erschreckend hoch ist. Im November 2020 haben sich beispielsweise allein in Warschau weit über 2.000 Schülerinnen und Schüler vom Religionsunterricht befreien lassen. Ein konkreter Grund für diesen Schub an Abmeldungen ist die damalige Beteiligung vieler Schülerinnen an den öffentlichen Protestaktionen von Frauen gegen das Urteil des Verfassungsgerichts, das die bislang geltende Abtreibungsgesetzgebung für nicht verfassungskonform erklärt und selbst den Schwangerschaftsabbruch einer geschädigten Leibesfrucht aus Gründen des Lebensschutzes untersagt. Auch eine Befragung in 20 Krakauer Lyzeen zeigt eine radikale Abnahme der Frequenz in den letzten Jahren. Vor vier Jahren betrugen die Abmeldungen nur 4%, gegenwärtig sind es 60%.

Für diesen negativen Trend sind verschiedene Faktoren verantwortlich. Er spiegelt den gewaltigen Autoritätsverlust, den Polens Kirche durch die klerikalen Missbrauchsfälle und ihre Vertuschung erfahren hat. Zudem wird die Schulkatechese von vielen als doktrinär, inkompetent und aus der Zeit gefallen empfunden, wie aus zahlreichen Aussagen hervorgeht. Eine 12jährige Schülerin berichtet, man habe der Klasse eine Frau als vorbildhaft vor Augen gestellt, die ein Kind geboren hat, obwohl sie wusste, dass sie selbst infolge der Geburt sterben werde. „Ich habe nicht verstanden, warum diese Frau, nur um ein reines Gewissen zu behalten, sich dazu entschied, ihr Kind ohne Mutter und den Mann ohne Frau zurückzulassen. Und ich habe auch nicht verstanden, warum wir uns ebenso verhalten sollen. Eine Antwort auf meine Fragen bekam ich nicht. Mir blieb nur die Wut auf die Katechetin.“

Kein Wandel in Sicht

Es hat nicht den Anschein, dass diese negative Bilanz den polnischen Episkopat zu einem Kurswechsel veranlassen wird. So heißt es einleitend in einer von der Bischofskonferenz Anfang Oktober herausgegebenen Erklärung: „Angesichts der in der Öffentlichkeit verbreiteten negativen Einstellungen und Meinungen bezüglich des Religionsunterrichts in der Schule drängt es die Kommission für die katholische Erziehung, die charakterliche und erzieherische Bedeutung schulischen Religionsunterrichts zu betonen und allen zu danken, die mit ihrer Einstellung seinen Wert unterstreichen.“ Man beharrt weiterhin auf der durch die Wirklichkeit nicht gedeckten Idealvorstellung, nach der die Schulkatechese neben ihrer religiösen und charakterlichen Prägung junger Menschen auch von nationaler Relevanz ist, wie eine Äußerung von Bischof Wojciech Osial, dem Vorsitzenden dieser Kommission, zeigt: „Dank des schulischen Religionsunterrichts ist eine integrale Erziehung des Menschen sowohl in seiner intellektuellen, physischen und – was besonders wichtig ist – geistigen Sphäre möglich. Während dieser Stunden kommt es zu einer Formung der Gewissen, der Charaktere und der Einstellung junger Menschen. [...] Die Religionsstunden finden auch in unserer christlich verwurzelten Kultur ihre Berechtigung. Das Zeugnis einer über 1050 Jahre währenden Tradition des Christentums in Polen zeigt, wie der Glaube unsere Geschichte gestaltet und der Nation ermöglicht hat, die tragischen Zeiten zu überdauern. Man muss sich nur die Werke und den Glauben vieler großer und kluger Persönlichkeiten vor Augen halten, unsere Dichter und Helden, Gelehrte und Heilige, Menschen von Kultur und Kunst. Wir dürfen nicht vergessen, dass unsere Geschichte tief in Gott verankert ist.“

Mit dieser Einschätzung der Bischofskommission für die katholische Erziehung weiß sich der Episkopat in Einklang mit der nationskonservativen Regierung. Der für die Schulen zuständige Bildungsminister Przemysław Czarnek kündigte zwar eine Reform der Schulkatechese an, doch niemand erwartet, dass sie die von den Katecheten geäußerte Kritik berücksichtigen und etwa die Schulkatechese auf eine Wochenstunde reduzieren wird. Der Minister

ließ bereits verlauten, dass er die Abmeldung vom schulischen Religionsunterricht erschweren werde, indem dieser zum Pflichtfach erklärt wird. Abmeldungen sollen zwar weiterhin möglich sein, doch in solchen Fällen wäre die Teilnahme am Ethikunterricht verpflichtend.

Im Herbst 2023 wird das Parlament neu gewählt. Der Wahlkampf ist bereits im vollen Gange. Und in ihm spielt die Schulkatechese eine gewisse Rolle, weil die politische Linke ihre Abschaffung fordert. Sie dürfte mit dieser Forderung ihren Stimmenanteil ein wenig erhöhen, doch praktische Auswirkungen hat dies nicht, denn die zu erwartenden Mehrheitsverhältnisse schließen eine Regierungsverantwortung der Linken aus.

Quelle Małgorzata Skowrońska; Religia w szkole, Gazeta Wyborcza v. 20.10.2022 (Internet)

Markus Groß

Gelebter Islam, Koran und das Syrische Christentum, eine letzte Demonstration

In den letzten Jahren sind in IMPRIMATUR eine erhebliche Anzahl an Beiträgen zur Frühgeschichte des Islam erschienen, i.d.R. von Mitgliedern der Forschergruppe Inārah verfasst, in denen ein Szenario von dessen Entstehung entworfen wurde, das sich von der ansonsten in Medien und Sachbüchern gängigen Version radikal unterscheidet. Nach diesem geht der Islam, vereinfacht gesagt, auf ein nicht-trinitarisches, größtenteils syrisches Christentum zurück, dem Elemente damaliger zeitgenössischer Religionen des geographischen Großraums (Zoroastrismus, Buddhismus, Gnostizismus, Manichäismus u.a.) beige-mischt wurden. Was wir heute als „den gelebten Islam“ zu kennen glauben und der nach muslimischer Auffassung in etwa die

praktizierte Religion des Propheten Muhammad in Medina widerspiegelt, ist nach diesem alternativen Szenario stattdessen das Produkt einer jahrhundertelangen Evolution und entspricht nicht der Religion der Verfasser (Plural!) des Koran, eines Buches mit mehreren Autoren, die auch heterogene Botschaften in ihren Texten vermitteln.

Bei der Diskussion über die islamische Frühgeschichte müssen wir jedoch auch bedenken, dass wir in Zeiten leben, in denen man zahlreichen – und meist offensichtlich unsinnigen – Verschwörungstheorien mit sogenannten „Faktenchecks“ beizukommen versucht und sich dabei regelmäßig auf „den wissenschaftlichen Konsens“ beruft. Da in den Islamwissenschaften ein solcher – weitestgehend mit der traditionellen Erzählung der muslimischen Gelehrten übereinstimmender – Konsens über den Frühislam von der überwiegenden Mehrheit der Fachvertreter zu existieren scheint – aus welchen Gründen auch immer – ist daher zu befürchten, dass das alternative Szenario bei einem von einer Medienanstalt oder einem sozialen Netzwerk angeregten Faktencheck als „Verschwörungstheorie“ gekennzeichnet oder gar als „Hassrede“ verunglimpft wird.

Wie wenig neutral und wie „unwissenschaftlich“ eine Berufung auf einen angeblichen Konsens jedoch ist – Wissenschaft ist per se immer in einer ständigen Debatte begriffen – zeigt das Gedankenexperiment, wie wohl Einsteins Relativitätstheorie im Jahre ihrer Erstveröffentlichung 1905 – Einstein war damals Beamter 2. Grades in einem Schweizer Patentamt – von einem Faktenchecker beurteilt worden wäre, hätte es diese vordergründig neutrale Institution damals schon gegeben.

Das alternative Szenario – wenn man die neue Ansicht so nennen will – bedarf also einer rationellen und leicht einleuchtenden Rechtfertigung, um einer offenen Diskussion als würdig angesehen zu werden. Dies soll im Folgenden anhand eines weiteren Gedankenexperimentes geschehen: Wir wollen das zwar fiktive, aber möglichst repräsentative Leben von Umar und Fatma, eines fiktiven islamischen Ehepaares, betrachten und es daraufhin untersuchen, welche der dort zu findenden Elemente auch nur einigermaßen klar im Koran zu

finden sind. Danach wollen wir die Frage stellen, ob es vielleicht wichtige Elemente im Koran gibt, die im Leben unseres Ehepaares keine Rolle spielen und schließlich auch die Frage beantworten, ob eine Quelle für die religiösen Termini im Koran erkennbar ist. Zunächst also zurück zu unserer neugegründeten Familie:

Beide sind in islamische Familien geboren worden, wo man ihnen von Kindesbeinen an beigebracht hat, wie gute Muslime zu leben haben. Kern der Erziehung war die Vermittlung der 5 Säulen (*arkān*) des Islam: das Glaubensbekenntnis (*šahāda*), das islamische Gebet (*ṣalāt*), die Almosensteuer (*zakāt*), das Fasten im Ramadan (*ṣawm*, *ṣiyām*) und schließlich die Pilgerfahrt (*ḥaǧǧ*) nach Mekka.

Mehrfach am Tage rezitieren sie so bei den vorgeschriebenen 5 Gebeten die *šahāda*, das islamische Glaubensbekenntnis, wenn auch in seiner gekürzten Form: *Lā ilāha illā ʾllāh(u) wa Muḥammadun rasūlu ʾllāh(i)*¹ – *Es gibt keinen Gott außer Allah und Muhammad ist sein Prophet.*

Diese erwähnten Gebete finden zu ganz bestimmten Sonnenständen statt, die von der jeweiligen Uhrzeit unabhängig sind, da diese ja auf menschlicher Übereinkunft basieren. So darf das Gebet vor oder nach, aber niemals während des Sonnenaufgangs stattfinden. Vor dem Gebet müssen die beiden Eheleute genau vorgeschriebene Waschungen vollziehen (*wuḍūʾ*). Wenn diese unterbleibt, oder eine der anderen Bestandteile bei der Ausführung fehlen sollte – vor allem die *niyya*, die *Absicht*, das Gebet auch jetzt zu verrichten, ist das Gebet nicht *gültig*, ein Konzept, das beispielsweise dem Christentum fremd ist.

Wenn sie in einer Moschee beten, findet das Gebet der beiden Eheleute normalerweise in getrennten Räumen statt, wie auch sonst die Welten der Männer und Frauen weitestgehend strikt getrennt sind.

Im Ramaḍān, dem islamischen Fastenmonat, essen und trinken die beiden nichts von Sonnenauf- bis zu ihrem Untergang, und auch auf andere eheliche Freuden müssen sie in dieser Zeit verzichten.

¹ Die im Folgenden grau gekennzeichneten Begriffe und Texte finden sich nicht im Koran, werden aber meist als koranisch aufgefasst.

Einen Teil ihres Vermögens, genau genommen ca. 2,5 %, müssen sie jedes Jahr als *Zakāt* abgeben, was sie auch gerne tun. Von dem verbleibenden Geld haben sie schon vor Jahren für die Teilnahme an der *Ḥaǧǧ* gespart, die im Monat *Dū l-ḥiǧǧa* stattfindet, und für die man die vorgeschriebene und bis ins Detail geregelte Pilgerfahrt nach Mekka auf sich nehmen muss. Letztes Jahr – noch vor ihrer Hochzeit – war es dann soweit und beide sind gemeinsam, wenn auch in getrennten Reisegruppen, in die heilige Stadt gepilgert. Vorher waren für ‘Umar noch Reisevorbereitungen zu treffen, denn zum Beispiel darf man die *Ḥaǧǧ* nicht machen, wenn man noch Schulden hat. Während der eigentlichen Pilgerfahrt ist man im Stande eines sog. *muḥrim* und hat bestimmte Handlungen in der heiligen Stadt vorzunehmen, so etwa den *Tawāf* um die Kaaba, die Steinigung des Teufels und den Lauf (*sa‘y*) zwischen den Hügeln *Ṣafā* und *Marwa*. Man ist dabei leicht als Mekkapilger zu erkennen, denn die Frauen dürfen während dieser Zeit *keinen* Schleier tragen, wie *Faṭma* dies normalerweise tut, und die Männer tragen ein Pilgergewand, das die rechte Schulter freilässt, was sonst im Islam völlig unüblich ist. Eigentlich war dies auch ein Grund, die beiden gemeinsam auf die *Ḥaǧǧ* zu schicken, denn nur so hatte ‘Umar die Möglichkeit, das Mädchen, das seine Eltern ihm ausgesucht hatten, vor der Hochzeit unver Schleiert zu sehen, denn seine und ihre Familie, die untereinander verwandt sind, sind beide sehr konservativ und alle Frauen tragen den Gesichtsschleier (*niqāb*), das Kopftuch (*ḥiǧāb*) reicht ihnen nicht.

Während des Pilgermonats findet das große Opferfest statt (*‘idu l-aḏḥā*) das neben dem Abschlussfest des *Ramaḏān*, dem Fest des Fastenbrechens (*‘idu l-fīṭr*) das wichtigste Fest des Jahres ist.

Ihrer Großmutter – die beiden sind nahe verwandt – mussten die beiden versprechen ihr aus Mekka Wasser vom berühmten Brunnen *Zamzam* mitzubringen.

Den Koran (*qur‘ān*), das heilige Buch des Islam, wollen die beiden auswendig lernen und haben es schon geschafft, außer der *Fātiḥa*, der ersten Sure, das letzte Dreißigstel des Koran, den *ǧuz’ amma*, ihrem Gedächtnis einzuprägen.

Beim täglichen Beten müssen sie daher nicht, wie ihre Großmutter, außer der vorgeschriebenen *Fātiḥa* immer nur die 112. Sure, die *Sūrat al-Isḫāḥ* verwenden – sondern können etwas variieren.

Allerdings können auch ‘Umar und *Faṭma* trotz ihrer arabischen Namen die Sprache des Propheten nicht verstehen, mit Ausnahme natürlich einiger Floskeln, die jeder Muslim überall auf der Welt praktisch jeden Tag verwendet: *Allāhu akbar* (Gott ist groß), *mā šā’ Allāh* (was Gott will!, wenn man etwas Schönes sieht), *in šā’ Allāh* (so Gott will).

Wenn jemand aus Versehen den Teufel (*iblis*) erwähnen sollte, ist es meist *Faṭma*, die schneller ist und den Verlockungen des Satans mit einem beherzten „*a‘ūdū bi-llāhi min aš-šayṭān ar-raǧīm* – ich nehme meine Zuflucht vor dem zu steinigenden Teufel“ widersteht. Bei der Erwähnung des Propheten vergessen die beiden aber niemals einzuschieben „*ṣallā Allāhu ‘alayhi wa sallama* – Gottes Segen und Frieden auf ihm“.

Ihre Namen haben die beiden gemeinsam mit vielen anderen Muslimen, denn sie sind im Falle ‘Umars benannt nach einem der ersten vier der sogenannten rechtgeleiteten Kalifen (*rašīdūn*), *Faṭma* nach der Lieblingstochter des Propheten, die seinen Cousin *‘Alī* heiratete und mit ihm die beiden Söhne *Ḥasan* und *Ḥusayn* hatte.

Beide essen natürlich niemals Schweinefleisch, selbst ihr Vetter *Mūsā*, der nie betet und sogar Alkohol trinkt, befolgt zumindest diese Regel des Islam. *Faṭma* achtet auch darauf, ihrem Mann nur Essen vorzusetzen, das *ḥalāl* (koscher, religiös unbedenklich) ist und bei dem der Name Gottes beim Akt des Schlachtens angerufen wurde. Alles andere wäre *ḥarām* (verboten/ Sünde). Zwar gibt es einige „moderne“ Imame, die meinen hier etwas liberaler interpretieren zu dürfen, aber ‘Umar hat deswegen auf einer *iftāḥ* (Fatwa-Vergabe)-Homepage einen *Muftī* gefragt und dieser hat ihm auf einem islamischen Fernsehkanal in einer *Fatwa* (Rechtsgutachten) bestätigt, dass eine Neuinterpretation als *bid‘a* (Neuerung) anzusehen wäre, was streng verboten ist.

Zwar haben die Lehrer unserer beiden frisch verheirateten Eheleute in ihren jeweiligen Schulen nicht mehr den *ǧihād*

(heiliger Krieg/ große Anstrengung) gepredigt, wohl aber auf den Unterschied zwischen der islamischen Welt, dem *dāru l-islām* (Haus des Islam) und der noch nicht-islamischen Welt, dem *dāru l-ḥarb* (Haus des Krieges), hingewiesen.

Denn dass jeder Mensch eigentlich von Natur aus zum Islam berufen ist, ist schon durch das Prinzip der *fiṭra* (Veranlagung) gegeben.

Wahlen gibt es im Land von ‘Umar und Faṭma nicht, aber wenn es sie gäbe, würden sie eine Partei wählen, die im öffentlichen Leben noch mehr als jetzt die *Ṣarī‘a* (islamisches Gesetz) einführen würde, denn sie wollen auf keinen Fall, dass ihre Kinder – von denen Faṭma gerade ihr erstes erwartet – in die Fänge des Satans geraten, weil die Regierung es ihnen etwa ermöglichen sollte, Alkohol zu trinken oder weil Jungs und Mädchen zusammen in eine Schulklasse gesteckt werden, wo man nie weiß, ob sie irgendwo allein zu zweit mit einem *mahram* (jemand, der nicht so nahe verwandt ist, als dass eine Ehe unmöglich wäre) sind. Denn dann ist immer der Satan der dritte.

Wenn ihr Kind ein Junge sein sollte, wird er natürlich beschnitten werden, wird es ein Mädchen, ist dies wahrscheinlich nicht nötig, außer wenn jener ägyptische Imam recht haben sollte, den die beiden auf ihrem islamischen Sender gesehen haben und der meinte, eine unbeschnittene Frau wäre immer in Gefahr, Unzucht (*zinā*) zu begehen. In ihrem Land gibt es aber bisher niemand, der eine solche Prozedur durchführen könnte.

Soviel zum „Sitz im Leben“ des Islam bei unserem jungen Ehepaar. Was nun von dem, was hier erwähnt wurde, steht so im Koran? Die Frage ist nicht immer so einfach zu beantworten, denn in einigen Fällen kommen die arabischen Fachbegriffe zwar im Koran vor, jedoch in völlig anderer oder in völlig unklarer Bedeutung. Alle hier grau unterlegten Begriffe und Redewendungen stehen überhaupt nicht im Koran. Bei anderen ist die Bedeutung anders: Der Begriff *ṣahāda* etwa bedeutet einfach „Zeugnis“, nicht aber *Glaubensbekenntnis* in der heutigen Form. In einigen Fällen gibt es das jeweilige Wort, z.B. *ṣalāt* (Gebet), *zakāt* (Spende o.ä.) und *ḥaǧǧ* (Pilgerfahrt), ohne dass irgend eine Aussage zur

Definition oder gar zu Ausführungsbestimmungen gemacht würde. Im Koran kommen auch nur drei statt fünf Gebete vor. In einem Fall ist es umgekehrt: Zur Waschung vor dem Gebet gibt es eine kurze Ausführungsbestimmung (Sure 5:6), das dort verwendete Wort bzw. die Wurzel ist aber nicht *wuḍū‘*, sondern: *ǧasala*.

Das im heutigen Islam so wichtige Konzept der Absicht (*niyya*) ist im Koran völlig unbekannt. Der Begriff für den Lauf (*sa‘y*) um die Hügel *Ṣafā* und *Marwa* wird im Koran für den Opferweg Abrahams mit seinem Sohn Isaak verwendet, von zwei Hügeln wird nichts erwähnt, die beiden Namen könnten alles mögliche bedeuten (siehe dazu eine bahnbrechende Theorie von Robert Kerr). Der Gesichtsschleier *Niqāb* kommt nicht vor, das Kopftuch *Ḥiǧāb* erscheint in der offensichtlichen Bedeutung „Vorhang“.

Interessant ist, dass aus dem Koran nur die *Fātiḥa* (die Eröffnungssure) beim Gebet verwendet wird, sowie eine weitere, frei zu wählende Sure, deren Inhalt anscheinend unwichtig ist. Nach einigen frühen Muslimen (z.B. Mas‘ūd) gehörte jedoch die *Fātiḥa* gar nicht zum eigentlichen Koran. Andere Begriffe, wie *ǧihād*, werden heute von modernen Muslimen nicht mehr als „heiliger Krieg“, sondern als „große Anstrengung“ erklärt, wobei das dazugehörige Partizip *muǧāhid* (daher der heutige deutsche Plural „Mudschahidin“ für islamische Krieger) im Koran immer einen Kämpfer bezeichnet.

Die *Ṣarī‘a* kommt einmal (Sure 45:1) an einer unklaren Stelle vor: *ṭumma ǧa‘alnā ka‘alā ṣarī‘atin* – „haben wir dich in der Angelegenheit (?) auf einen (eigenen) Ritus festgelegt“. Damit ist wohl kaum dasselbe gemeint wie heute.

Einzig die Begriffe *ḥalāl* und *ḥarām* (religiös unbedenklich und verboten) kommen einigermaßen mit gleicher Bedeutung wie im heute gelebten Islam vor.

Alle arabischen religiösen Redewendungen, denen man in der gesamten islamischen Welt – auch in nicht-arabischen Sprachen – ständig begegnet, sind im Koran nicht zu finden, explizit auch nicht die vielleicht bekannteste davon: *allāhu akbar*.

Die Beschneidung von Jungen kommt einmal im Koran vor, ebenso wie das Verbot

von Schweinefleisch, die Beschneidung von Mädchen gar nicht.

Wer an dieser Stelle immer noch Zweifel am sekundären Charakter des „gelebten Islam“ hat, sollte sich vielleicht auch einmal vergewissern, was andersherum im Koran sehr häufig ist, im gelebten Islam aber praktisch nicht vorkommt, etwa Jesus und Maria, die beide jeweils über 30 Mal im Koran vorkommen – gegenüber dem Terminus *muḥammad*, der nur viermal vorkommt und auch als Partizip „der Gepriesene“ (Jesus?) verstanden werden kann.

Zuletzt ein kurzer Blick auf das religiöse Vokabular des Koran, das zu einem großen Teil aus dem Syrisch-Aramäischen, wie das Arabische und Hebräische eine semitische Sprache, stammt. Der Begriff Gott (arab. *allāh(u)*), angeblich zusammengezogen aus *al-ilāhu*) geht wohl eher auf das syrische *alāha* zurück, dem Koran, arab. *qurʿān*, entspricht der syrische *qaryāna* (Lektionar) und dem jüngsten Tag, arab. *yawmu d-dīn* das syrische Äquivalent *yawmā dā-dīnā*. Rein arabisch verstanden („Tag der Religion“) würde dieser Terminus keinen Sinn machen, im Aramäischen aber hat *dīn(ā)* die weitere Bedeutung „Gericht“. Auch bei fast allen biblischen Namen geht die arabische Form auf die syrische, nicht etwa die hebräische zurück, z.B. bei *Yishāq* – Isaak.

Ich hoffe, durch diesen kurzen Exkurs aufgezeigt zu haben, dass es alles andere als abwegig oder gar unwissenschaftlich ist anzunehmen, dass der heutige real existierende Islam, der etwa seit dem Hochmittelalter in dieser Form existiert, Produkt einer späteren Entwicklung ist, und dass beim Entstehen des Koran ein syrisches Christentum der Hauptbeteiligte war. Zudem mag dabei klar geworden sein, dass „Konsens“ in einer Disziplin nicht bedeutet, dass alle Zweifel gleichbedeutend mit Unwissenschaftlichkeit sind, dass vielmehr letzterer Begriff im Bereich der Islam-„Wissenschaft“ die Art und Weise beschreibt, mit der ebendieses Fach bisher betrieben worden ist. Es ist Zeit für einen Paradigmenwechsel!

Personen - Fakten - Trends

Der **Ad-limina Besuch der deutschen Bischöfe** – der turnusmäßig alle 5 Jahre stattfindende Pflichtbesuch in Rom – fand diesmal mit zweijähriger coronabedingter Verzögerung vom 13.-18. November 2022 statt. Der seit dem 4. Jahrhundert bezeugte „Besuch an den Türschwelen“, d.h. Gräbern, der Apostel Petrus und Paulus aller Bischöfe eines Landes soll die römische Zentrale aus erster Hand über die kirchliche Lage im jeweiligen Land informieren und so die Einheit der Weltkirche bekräftigen.

Nach einer gemeinsamen Messe an den titelgebenden Gräbern stand bei den insgesamt 11 Treffen der 67 Mitglieder der Deutschen Bischofskonferenz mit den verschiedenen Dikasterien (Kurienbehörden) und einem Gespräch mit dem Papst das deutsche Reformprojekt *Synodaler Weg* im Mittelpunkt. Dieser zentrale Streitpunkt zwischen dem Vatikan und den deutschen Katholiken war auch Gegenstand des abschließenden Gesprächs mit den Leitern zentraler vatikanischer Behörden (Pietro Parolin, Luis Ladaria, Marc Ouellet) – an dem der Papst entgegen der Ankündigung schließlich dann doch nicht teilnahm. Aus dem gemeinsamen Kommuniqué geht hervor, dass es erhebliche Meinungsverschiedenheiten über den *Synodalen Weg* gab. Der Schlusssatz lautete diplomatisch verschlüsselt: „Man war sich einig, dass das Zuhören und der gegenseitige (sic!) Dialog in den kommenden Monaten fortgesetzt werden sollen, so dass sie eine Bereicherung für den deutschen Synodalen Weg und den synodalen Prozess der Kirche auf Weltebene darstellen“.

In einer Pressekonferenz zog der DBK-Vorsitzende Georg Bätzing eine gemischte Bilanz, er fahre „mit Erleichterung und mit Sorge nach Hause“. Die Sorge bezog sich vor allem darauf, dass im Kommuniqué vom Vortag vom „geduldigen Gottesvolk“ die Rede war, er aber feststellte: „Das Volk Gottes in Deutschland ist ungeduldig und drängt auf Veränderungen“. Positiv konnte er mitnehmen, dass der Vorschlag eines Moratoriums für den *Synodalen Weg* viel

Widerspruch erfuhr, so dass er zunächst bis zum nächsten Frühjahr wie vorgesehen weitergehen kann. Die „klaren Ansagen“ der Kurie nehme man ernst, auch die gezogenen „roten Linien“, wozu die Frage der Priesterweihe von Frauen gehört.

Auch die Krise im Erzbistum Köln und die Causa Woelki – wir haben es aufgegeben, die jeweils letzten Volten zu verfolgen – scheinen zur Sprache gekommen zu sein. Bätzing berichtete, die Bischöfe hätten in Rom klargemacht, dass die Haltung des Papstes, nicht unter Druck zu entscheiden, zu noch mehr Druck führe. Die Situation sei sowohl für das Erzbistum als auch für Woelki persönlich unerträglich.

Die Vorsitzende des ZdK, Irme Stetter-Karp, hält als Bilanz des Ad-limina-Besuchs fest, dass ein fortgesetzter Dialog [*tout court*, jedenfalls nicht einseitig!] dringend nötig sei. Die „Fundamentalkritik“ von römischen Kardinälen an Methodik, Inhalten und Vorschlägen des Synodalen Wegs brüskiere die überwältigende Mehrheit der deutschen Bischöfe und missachte die Ungeduld vieler Katholik*innen. (PL 27.11.2022; KNA/bs/jr)

St. Paul gerettet!

Landauf landab in unserer Gesellschaft und den Kirchen geraten freiwillige, ehrenamtliche Initiativen, Vereine, Bürgerinitiativen, Tafeln, Chöre usw. – ähnlich wie diese Zeitschrift – in personelle Schwierigkeiten. Der „Fachkräftemangel“ in unserer Wirtschaft trifft auch *mutatis mutandis* den ehrenamtlichen Sektor. Da ist es erfreulich, wenn im Einzelfall auch mal die Bewältigung solcher Probleme gelingt.

Ein solch positives Beispiel ist der *Förderverein Autobahnkirche St. Paul Wittlich e. V.* Er stand auf der Kippe, nicht wegen Geldmangels oder fehlender Akzeptanz, sondern weil das Vorstandsteam unter der Leitung des Theologen und Lehrers Wolfram Viertelhaus aus Altersgründen nicht mehr weitermachen konnte. Es drohte die Schließung der Kirche und die Auflösung des Fördervereins. Dieser war 2009 gegründet worden, um die Klosterkirche St. Paul in Wittlich/ Eifel, die wie das zugehörige Kloster der Steyler Missionare 2007 aufgegeben werden musste – ebenfalls wegen Personalmangels -, sinnvoll weiter zu

nutzen. Sie wurde zur Autobahnkirche umfunktioniert, später zusätzlich zu einer Radewege-Kirche und einem kulturellen und geistlichen Zentrum, in dem auch regelmäßig Gottesdienste stattfinden. Das alles war bedroht. Dem alten Vorstand ist es nun gelungen, durch Presseberichte über die Lage und eindringliche Schreiben an die ca. 200 Vereinsmitglieder, durch viele Gespräche, auch mit potentiellen anderen Trägern, neue personelle Ressourcen zu mobilisieren. Schließlich konnte bei einer gut besuchten Mitgliederversammlung, zu der auch weitere Interessierte aus der Region kamen und teilweise in den Verein eintraten, ein neuer Vorstand gewählt werden. Der bisherige Vorstand des Kuratoriums, Dieter Burgard, wurde zum neuen Vorsitzenden gewählt, auch alle weiteren Posten konnten besetzt werden. Die Erleichterung war groß. „Der Weiterbestand der Autobahn- und Radwegkirche St. Paul ist gesichert. Diese denkmalgeschützte Kirche kann ein Ort lebendiger, ökumenischer Gottes- und Menschenbegegnung bleiben“, wurde bekannt gegeben. Die nächste Veranstaltung ist ein theologischer Vortrag zum Thema: *Wie Glaubenslehren sich entwickeln*. (PL 13.11.2022; PM St. Paul)

Neues kirchliches Arbeitsrecht

Die Vollversammlung des Verbands der Diözesen Deutschlands (VDD) hat am 22. November 2022 eine Neufassung des kirchlichen Arbeitsrechts, welches ca. 800 000 Beschäftigte im Bereich der katholischen Kirche betrifft, verabschiedet. Es muss noch in den einzelnen Bistümern vom jeweiligen Bischof in Kraft gesetzt werden. Grundlegende Änderung der neuen „Grundordnung des kirchlichen Dienstes“ gegenüber der bisherigen, seit 2015 geltenden, ist, dass die Kirchlichkeit einer Einrichtung nicht mehr „personenbezogen“, sondern „institutionenbezogen“ definiert wird. Ihre „katholische Identität“ wird nicht mehr am einzelnen „Dienstnehmer“, an seiner Mitgliedschaft in der Kirche und der Übereinstimmung seiner persönlichen Lebensführung mit der (Sexual)Moral der Kirche festgemacht. Sondern die „Dienstgeber“ und seine Führungskräfte tragen künftig die Verantwortung für den kirchlichen Charakter der Einrichtungen in katholischer Trägerschaft.

Was das im Einzelnen bedeutet, kann man sich selbst als juristischer Laie ungefähr vorstellen, allein die Schlagzeilen der entsprechenden Presseberichte deuten es an: Privatleben kein Kündigungsgrund mehr, Beziehung oder sexuelle Orientierung bleibt Privatsache. Andererseits bleiben ein Kirchenaustritt oder eine kirchenfeindliche Haltung weiterhin ein Einstellungshindernis oder Kündigungsgrund.

Die Katholische Frauengemeinschaft Deutschlands hat das neue Arbeitsrecht als einen "wichtigen Meilenstein" für alle Angestellten der Kirche begrüßt; richtig freuen darüber könne man sich aber erst, wenn sie in den einzelnen Bistümern rechtswirksam sind. Der deutsche Caritasverband hat mit "großer Erleichterung" auf den Beschluss der Bischöfe reagiert, es sei eine "grundlegende Modernisierung" und ein „Paradigmenwechsel“, so die Caritas in einer Mitteilung.

Franz Segbers

Marx und die Bibel

Buchbesprechung zu: Kuno Füssel: Marx und die Bibel. Voraussetzungen, Inszenierung und Konsequenzen einer produktiven Begegnung. Edition Exodus, Luzern 2022, 201 S.

Die Literatur zu Karl Marx und seinem Werk füllt ganze Bibliotheken. Dennoch gibt es eine bislang unbeachtete Forschungslücke. Es ist das Verdienst des Theologen Kuno Füssel, diese bearbeitet zu haben: *Marx und die Bibel*. Zwischen beiden ereignet sich eine «produktive Begegnung», wie der Untertitel des hier zu besprechenden Buches von Kuno Füssel lautet. Karl Marx zitiert über vierhundertmal die Bibel oder verwendet biblische Bezüge. Für ihn ist die Bibel ein Mittel zur Illustration politischer und ökonomischer Sachverhalte. Doch er setzt die Bibel auch immer wieder zur Verstärkung seiner eigenen

politischen oder ökonomischen Argumentation ein. Das blieb den theologischen Verächtern und Verächterinnen von Karl Marx unbekannt, denn diese trauten ihm seine profunden theologischen und biblischen Kenntnisse nicht zu; aber auch die religionsfernen Marxisten haben die von Karl Marx verwendeten Bibelzitate und seine Anspielungen auf Bibelstellen nicht erkannt.

«Baal», «das Goldene Kalb», «Mammon» sind einige der theologischen Metaphern, die Marx im *Kapital* und in anderen ökonomischen Schriften benutzt, um das Wesen des Kapitalismus als Götzendienst von Geld, Ware, Profit, Markt oder Kapital zu bezeichnen. Die Börse wird oft «Tempel von Baal» oder von «Mammon» genannt. Noch wichtiger sind die vielen Stellen, wo er das Kapital als einen Götzen beschreibt, der Opfer verlangt: «Moloch». Ist die Bibelsprache nur ein Sprachspiel, das für die rationale ökonomische Analyse und Argumentation ohne weitere Bewandnis ist?

Füssel zeigt scharfsinnig und bibelwissenschaftlich gut begründet auf, dass Marx mit den biblischen Metaphern eine eigene Sprache verwendet, die dem bezeichneten Sachverhalt einen eigenen Erkenntnisgehalt und -mehrwert hinzufügt, der über die rein ökonomische Sprache hinausgeht. Marx verwendet den ungeheuren Schatz an biblischen Metaphern bewusst. Sie erfüllen für ihn also eine analytische Funktion, die theologisch und auch politisch-ökonomisch ernst zu nehmen ist. Daher ist es für ein tieferes Verständnis von Marx' Argumentation und seiner Kapitalismuskritik unabdingbar, diese biblische Metaphorik zu entziffern. Füssel gelingt diese Enthüllungsbearbeit in überaus kundiger Weise. So vermag er das Werk des Juden Karl Marx neu zu verstehen und in die Tradition der Prophezen der Bibel einzufügen. Wie einst sie es taten, so benennt auch Marx sehr präzise die Verhältnisse, prangert Unrecht und Ausbeutung an.

Für Christen ist es wichtig, die Metaphorik der Bibelsprache bei Marx zu verstehen, denn sie erschließt einerseits die Bibel und andererseits die Kapitalismuskritik von Marx in einer neuen Weise. Füssels Ausführungen sind lehrreich, um mit Marx den Kapitalismus theologisch entlarven und zu einer befreienden Praxis gelangen zu können. Kuno Füssel hat mit seinem

Buch *Marx und die Bibel* den Christen zu seinem 80. Geburtstag ein Geschenk gemacht. Es ist die Frucht einer jahrzehntelangen Beschäftigung mit einer befreienden Theologie und mit Karl Marx.

Wer mehr zum methodischen Ansatz einer von Marx inspirierten materialistischen Bibellektüre oder zum Marxismus erfahren will, sei auf die gesammelten Texte des umfassenden Werks von Kuno Füssel verwiesen, die zu seinem 80. Geburtstag herausgegeben wurden. In den sieben Bänden der *Gesammelten Schriften* finden sich darüber hinaus Beiträge zu Themen der Religionskritik, Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie, Befreiungstheologie und Politischen Theologie. (Kuno Füssel: *Gesammelte Schriften*. Hrsg. von Maria Klemm, Odilo Noti, Michael Ramminger. Band I–VII, Edition ITP-Kompass und Edition Exodus, Luzern/Münster 2021.)

Franz Segbers, *1949, ist Theologe. Er war zuletzt im Diakonischen Werk tätig und ist emeritierter Professor für Sozialethik an der Universität Marburg. Seine vorstehende Rezension ist erstmals erschienen in: *Neue Wege. Religion – Sozialismus – Kritik*, 9. 22, Zürich. Wir danken für die Abdruckerlaubnis und gratulieren unserem früheren Mitarbeiter und Autor nachträglich zum 80. Geburtstag! Ad multos annos!

(Redaktion, WM)

Lutz Lemhöfer: Crime time

Tod während der Séance

Rezension von Louise Penny: „Das verlassene Haus“

Der vorliegende Krimi spielt in Kanada, genauer: im ländlich-bergigen Teil der Provinz Québec. Im etwas abseits gelegenen Dorf Three Pines wohnen einige schräge Typen wie die selbsternannte Dichterin Ruth oder der einstige Holzfäller und heu-

tige Kunstschreiner Gordon, der mit den Bäumen spricht, neben rüstigen Aktiven wie der früheren Psychologin und jetzigen Buchhändlerin Myrna oder der geschiedenen Hazel, die durch umtriebige Hilfsbereitschaft Freunde zu finden versucht. Und das männliche Paar Olivier und Gabri, die gemeinsam das Dorf-Bistro betreiben. Und diese beiden kommen auf die Idee, den etwas zäh-verschlafenen Dorfalltag durch etwas Ungewöhnliches aufzupeppen: Eine Séance mit dem spirituellen Medium Jeanne, das dort für einige Tage zu Gast ist. Eine heilende Hexe, wie sie sich selbst beschreibt: „*Wir sind die weisen Frauen, die Hebammen, die Heilkundigen. Wir arbeiten mit Kräutern und Ritualen, wir nutzen die Kraft der Erde, die Kraft der Seele und des Geistes. Und wir nutzen die Energie des Universums und die Geister. Wir tun alles in unserer Macht Stehende, um verwundete Seelen zu heilen.*“ – „*Es gibt eine Menge verwundete Seelen.*“ – „*Genau deshalb bin ich da.*“ (S.189).

Der erste Versuch ausgerechnet am Karfreitag im Bistro bringt weder erleuchtende Einsichten noch wohligen Nervenkitzel, ein zweiter Versuch soll am Ostersonntag mehr bringen, ausgerechnet im etwas abgelegenen Hadley-Haus. Das war einmal Schauplatz eines Mordes gewesen und gilt deshalb den Dorfbewohnern ohnehin als unheimlich. Allerdings gibt es nicht den erhofften Kontakt zu den Seelen mancher Toten. Die werden nicht mehr lebendig, stattdessen kommt eine der lebenden Teilnehmerinnen unerwartet und unerklärlich zu Tode. Was bis dahin geschah, beschreibt einer der Teilnehmer, Gilles, so:

„*Wir saßen im Kreis, und diese Hexe hat Salz um uns verstreut. (...) Dann fing sie an, die Geister zu rufen, und sagte, sie könne sie hören, und ich konnte sie auch hören. Es war schrecklich. Sie hatte Kerzen angezündet, und irgendwie machte das die Dunkelheit noch finsterer. Dann war da ein Schlurfen. Irgendwas war da, das weiß ich ganz genau. Diese Hexe lockte etwas aus dem Totenreich hervor. Das Ganze war eine riesige Dummheit.*“ – „*Was geschah dann?*“ – „*Sie hörte etwas kommen. Dann klatschte sie in die Hände. Ich dachte, ich sterbe. Dann hörte ich zwei Schreie, vielleicht sogar mehr. Schreckliche Laute. Schließlich ein dumpfer Schlag. Ich war praktisch blind vor Angst, aber ich sah, dass Madel-*

eine stürzte. Zuerst wagte ich nicht, mich zu bewegen, aber dann lief Clara zu ihr und Myrna. Als ich mich endlich wieder bewegen konnte, standen mehrere Leute bei Madeleine.“ (S.212f) Die Tote ist Madeleine Favreau, eine genesene Krebskranke, die mittlerweile bei der stets hilfsbereiten Hazel lebt, einer früheren Schulkameradin. Hat sie sich zu Tode erschreckt? Haben womöglich herbeibeschworene Geister etwas damit zu tun?

Der Todesfall, mit dem die Séance wahrhaft erschreckend endet, bleibt unklar; aufklären soll ihn die Polizei in Gestalt von Inspector Armand Gamache, Leiter der Mordkommission der Sureté de Quebec, mit seinem Team. Zumal bei der ärztlichen Untersuchung herausgekommen ist, dass die Tote eine hohe Dosis des verbotenen Diätmittels Ephedra im Blut hatte, das bei Überdosierung tödlich wirken kann. Hat ihr das womöglich jemand verabreicht, ohne dass sie es wusste? Allen erscheint es zunächst rätselhaft, dass Madeleine Favreau zum Opfer wurde. Sie war doch so beliebt, alle bemühten sich um ihre Zuneigung: Hazel, die frühere Mitschülerin, bei der sie nach langen Jahren ohne Kontakt jetzt sogar wohnte. Der spirituell empfindsame Holzfäller, der sich in sie verliebt hatte, obwohl er verheiratet war. Der unlängst verwitwete Gemüsehändler, der bei ihr zunächst Trost und dann womöglich mehr suchte. Sie ihrerseits schloss schnell Kontakt, aber mit niemandem enger. Was nicht selten zur Enttäuschung führte. Ihr geschiedener Ehemann beschrieb es im Gespräch mit Gamaches Kollegin Lacoste so: „Am Anfang war es wunderbar. Sie war toll, eine warmherzige, liebevolle Frau. Und erfolgreich. Was sie auch anfasste, wurde zu einem Erfolg. Sie überstrahlte alles. Es war, als würde man zu nahe an der Sonne leben.“ – „Die blendet und verbrennt“, sagte Lacoste. – „Ja. (...) Sie wollte anderen Menschen nicht wehtun, aber sie tat es. Und wenn einem oft genug wehgetan wird ...“ (S.337 f).

Vergleichbare Gespräche führt auch Gamache mit vielen im Dorf, vor allem den Beteiligten an der Séance. Dafür nimmt er sich Zeit, es ist für ihn das Herzstück jeder Ermittlung. Ich zitiere: „Wie seine Kollegen hörte er den Leuten zu, machte sich Notizen, sammelte Beweise. Aber er tat noch etwas. Er achtete auf Gefühle. Er sammelte Emotionen. Weil Mord etwas zutiefst

Menschliches war. Es ging nicht darum, was die Leute taten. Nein, es ging darum, was sie fühlten, weil damit alles anfang. Manche Gefühle, die einmal menschlich und natürlich gewesen waren, hatten sich ins Gegenteil verkehrt. Waren ins Groteske umgeschlagen. Waren scharf und ätzend geworden, bis sie ihr Behältnis zerfressen hatten. Bis vom Menschlichen kaum noch etwas übrig war. Es dauerte Jahre, bis ein Gefühl dieses Stadium erreichte. Jahre, in denen es sorgsam genährt, geschützt, gerechtfertigt, gepflegt und schließlich begraben wurde. Lebendig. Eines Tages kam es dann wieder hervorgekrochen, als Ungeheuer. Etwas, das nur ein Ziel kannte. Jemanden zu töten. Armand Gamache hatte Mörder überführt, indem er der Spur ranzig gewordener Gefühle nachgegangen war.“ (S.126)

Diese Gespräche nehmen viel Zeit und Raum ein im Buch; was nahezu völlig fehlt, sind kriminaltechnische Feinheiten, wilde Verfolgungsjagden oder ausgedehnte Schießereien. Es handelt sich hier eben nicht um einen rasanten Action-Krimi, sondern um ein ruhiges, aufmerksames Porträt eines Dorfes, seiner Menschen und ihrer Beziehungen untereinander. Und diese allmähliche Aufhellung menschlicher Beziehungen führt letzten Ende auch zur Lösung des Mordfalles.

Die wird freilich auch behindert durch Störfeuer bis hin zu ausgefeilten Intrigen gegen den Ermittler Inspector Gamache seitens seiner eigenen Behörde, der Sureté. Nicht wenige dort, vor allem seine Vorgesetzten, hat er sich dort zu erbitterten Feinden gemacht. Er hatte den einstigen Leiter der Sureté, Superintendent Arnot, wegen Willkür bis hin zur Ermunterung von Mordversuchen an den Indigenen Kanadas überführt und angeklagt. Arnot landete schließlich im Gefängnis, weil sich Gamache nicht mit einer geräuschlosen Ablosung innerhalb der Behörde begnügte, sondern auf Anklage und Prozess bestand. In völligem Widerspruch zu dem in der Behörde gepflegten Korpsgeist, der bedingungslose interne Loyalität vorsieht. Seitdem versuchen nicht wenige von Gamaches Kollegen, seine Arbeit planmäßig zu behindern und zu sabotieren.

Dieser Konflikt bildet den zweiten Handlungsstrang in diesem Roman, fast ebenso

raumgreifend wie der eigentlich zu lösende Mordfall. Wer sich auf dieses Buch einlässt, muss Geschmack finden an der bedächtigen, sorgfältigen Erzählweise dieses Romans, der nebenbei auch ein Krimi ist. Die Figuren bleiben übrigens in der vierzehnteiligen Romanreihe von Louise Penny um Inspector Gamache weitgehend die gleichen, man kann sich an sie gewöhnen wie in einem Serienroman. Wer das mag, ist hier gut bedient.

Louise Penny, Das verlassene Haus (früherer Titel der deutschen Erstausgabe: „Der grausame Monat“), Kampa-Verlag 2020. 480 Seiten, 19,90 €

In eigener Sache:

Leserreaktionen auf den Abschied von *imprimatur* – und: Wie könnte es weitergehen?

Abschied bedeutet immer Trauer und Schmerz, aber auch die Chance, dass etwas Neues wachsen kann. So heißt es sinngemäß im jüngsten Buch von Anselm Grün, das fast gleichzeitig mit unserer Abschiedsankündigung erschienen ist (Abschiede – Aufbruch in neue Welten, hg. von Rudolf Walter, Freiburg 2022). Gemäß dieser Einsicht eines erfahrenen, vielgefragten und vielgelesenen Lebensberaters soll hier, bezogen auf diese Zeitschrift, zunächst einmal „Trauerarbeit“ geleistet werden, indem wir die vielfältigen Reaktionen auf den mit „Abschied“ übertitelten *Introitus* der Ausgabe 3/2022 uns vergegenwärtigen. Vielleicht ergeben sich dabei auch Perspektiven nicht nur für die Gesellschaft und Politik, für das Christentum und die Kirche (siehe *Introitus* in dieser Ausgabe 4/2022), sondern auch speziell für eine mögliche Zukunft von *imprimatur*.

Die Reaktionen auf Heft 3/2022 waren so zahlreich wie noch nie in der nunmehr fast 55-jährigen Geschichte unserer Zeitschrift. Sie waren – zweitens – fast ausschließlich positiv, in dem Sinne, dass keine Stimme, die zu uns gedrungen ist, das Ende von *imprimatur* begrüßt oder bejubelt oder irgendwie gut gefunden hätte; Verständnis für unser Aufhören wurde trotz Bedauern allerdings schon geäußert, aber auch kritische Fragen zu der Entscheidung, die Zeitschrift nicht „in andere Hände zu geben“.

Aber der positive Mainstream der Reaktionen ist insofern bemerkenswert, als es am Anfang eher umgekehrt war: Die ebenfalls „unvermutet zahlreichen“ Reaktionen auf die Nummer 1 vom 7. Oktober 1968 waren mehrheitlich negativ-kritisch, vor allem wenn man die nicht schriftlich artikulierte, private oder halböffentliche Kritik, die den Initiatoren zu Ohren kam, mitzählt.

(„Selbstverständlich hören wir von dieser Kritik ... aber wir sind zu alt [sic!], um noch die Illusion zu haben, dass sie ausrottbar oder gar heilbar sei. Wir werden sie aushalten!“- Nr. 2 vom 23. Nov. 1968). Von den abgedruckten negativen Stimmen lautete damals die massivste: „Hoffentlich geht die Zeitschrift bald ein. So kann man es nicht machen“, meinte F. B. aus A.

Imprimatur hat es genau so bis heute weiter gemacht - und findet dafür (fast) uneingeschränkt Lob. Die Herausgeber unterstellen allerdings, dass es, in gewissen katholisch-kirchlichen Kreisen, durchaus auch klammheimliche Freude über unser Ende geben dürfte. Auch diese werden wir, jetzt erst recht, aushalten! - Die positiven Reaktionen sind, wie gesagt, weit überwiegend, das Lob ist geradezu überwältigend. Aber übermäßiges Lob kann auch seine Tücken haben! Wir sind heute nun wirklich alt genug (das Durchschnittsalter der Redaktion hat sich gegenüber den Anfängen schätzungsweise mindestens verdoppelt), um auch Lob einordnen zu können – zumal wir aus einer Zeit stammen, wo galt: Nicht geschimpft ist genug gelobt!

Hier also ein kleines Panorama der Reaktionen auf das bevorstehende Ende von *imprimatur* (wie 1968, in Auszügen, unsystematisch und anonymisiert):

Gerade erst halb so alt wie *imprimatur* blickt die KirchenVolksBewegung Wir sind Kirche respektvoll und mit großer Dank-

barkeit auf das mehr als ein halbes Jahrhundert lange Wirken dieser beispiellosen Initiative aus dem ältesten römisch-katholischen Bistum Deutschlands. Ein Kind des Konzils, noch vor „Humanae vitae“ entstanden, hat imprimatur vier Trierer Bischöfe, sechs Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz (zwei von ihnen übrigens aus dem Bistum Trier) und fünf Bischöfe in Rom mit höchst wachsamen Augen und scharfer Feder begleitet. Chapeau!! Missstände, die sonst verschwiegen worden wären, hat imprimatur, ja genau, ohne amtskirchliche Druckerlaubnis an die Öffentlichkeit gebracht und die theologische Debatte angeregt und geführt. Auch Texte von Wir sind Kirche wurden immer wieder aufgenommen. Dies war besonders während der beiden restaurativen Pontifikate notwendig. Jetzt nach der kirchlichen Zeitenwende, dem Rücktritt von Joseph Aloisius Ratzinger und der Wahl von Jorge Mario Bergoglio, ist insgesamt ein freieres Denken und Schreiben möglich. Hoffen wir, dass dies anhält und zu unumkehrbaren Reformen führt. Mit dem langen Durchhalten hat imprimatur an der Kirchengeschichte nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil mitgeschrieben. Mit der Mitunterzeichnung des gemeinsamen Wortes der KirchenVolksKonferenz 2022 und der Stellungnahme zum diesjährigen Ad-limina-Besuch in Rom hat imprimatur auch Pflöcke für Zukunft miteingeschlagen. Die unverwechselbaren gelben Hefte bleiben ab dem Jahr 1997 sogar im elektronischen Archiv www.imprimatur-trier.de leicht erreichbar. Für dies alles ist den lebenden und auch den verstorbenen Mitgliedern des hochengagierten und hochkompetenten Redaktionsteams sehr zu danken. (Chr. W. für das Bundesteam der KirchenVolksBewegung Wir sind Kirche 29.11.22)

„Nun also Eure Mitteilung, die mich zwar nicht unvorbereitet trifft, sind doch viele von Euch Altersgenossen. Jedenfalls hat imprimatur ein hervorragendes Kapitel deutscher Kirchengeschichte geschrieben.“ (K.W. aus N. 17.10.2022)

„Mit Bedauern habe ich ... lesen müssen, dass Imprimatur mit Ende des Jahres eingestellt wird. Viele Jahre lang habe ich Ihre Zeitschrift mit großem Interesse gelesen.

Gerade in einer Zeit, in der man an der Kirche eigentlich nur verzweifeln kann, war sie ein Mutmacher, merkte man doch bei aller Kritik, wie sehr die Autoren die Kirche liebten, auch wenn sie manchmal an der Hierarchie zu verzweifeln schienen. Die Kritik blieb immer bissig, aber positiv auf Veränderung zielend. Vor allem aber möchte ich Ihnen meinen großen Dank dafür aussprechen, dass Sie bis heute weitergemacht haben. Da ich selbst auch seit Jahren pensioniert bin, kann ich verstehen, dass Sie nun einen Schlusstrich ziehen wollen. Ich wünsche Ihnen jedoch, bleiben Sie, wo auch immer, kritisch engagiert und vor allem, bleiben Sie gesund.“ (G. K. aus C. 24.10.2022)

„Das ist ein historischer Moment.... Es ist klar, dass einige in der Kirche gern sehen, wenn Ihr aufhört. Aber ohne Euch wäre die Kirche heute nicht da, wo sie ist. In der deutschen Kirche bewegt sich ja etwas. Ihr habt es ja nicht nur den Traditionalisten schwer gemacht, sondern auch andere Möglichkeiten aufgezeigt. Nur so ist ja die Kirche überhaupt auch in der Gegenwart zumindest ein Stück weit angekommen. Ihr habe eine bedeutende Arbeit für uns alle geleistet, darauf könnt Ihr wirklich stolz sein.“ (B. Sch. aus B. 3.10.2022)

„...nicht zuletzt auch weil ich das neue Heft von imprimatur ganz besonders gut finde, möchte ich mir erlauben, Ihnen zu schreiben, dass ich es sehr, sehr schade fände, wenn die Zeitschrift eingestellt würde. Es muss doch möglich sein (wie Sie selbst andeuten), dass es weitergeht. Es gibt weit und breit im katholischen Bereich m. E. und m. W. keine Zeitschrift, die so gut und kritisch informiert. (Das Ende der „Orientierung“ wirkt bis heute schmerzlich nach.) So möchte ich Sie als Autor und Freund von imprimatur sehr herzlich bitten, nichts unversucht zu lassen, damit die Zeitschrift weiter existieren kann. - In Verbundenheit, mit Dank für all Ihre Bemühungen und mit herzlichen Grüßen.“ (H. R. Sch. aus B. 22.10.2022)

„Schade, schade, schade, aber natürlich auch verständlich. Ihre Zeitschrift hat mich fast mein ganzes Berufsleben begleitet

und auch im Ruhestand habe ich mich auf jedes neue Heft gefreut. Wie notwendig sie war, mag man daran sehen, daß die Probleme, Fehlentwicklungen usw., die uns nach dem 1. Theolog. Examen (1968) aus dem Priesterseminar "vertrieben" haben, sich heute eher noch verschärft haben ... Hoffentlich finden Sie auch einen Nachfolger/in für INHARA ... Ganz herzlichen Dank an alle Mitarbeiter!" (H. Sch. 3.11. 2022)

„... vernehme ich mit großem Bedauern die Nachricht vom Ende dieser so einmaligen, verdienstvollen Zeitschrift. Ach, liebe Damen und Herren, wie bin ich traurig! Beinahe sage ich mit Wilhelm Busch: Wer soll nun die 'Kinder' lehren / und die Wissenschaft vermehren?

Was wir in Jahren sonst von keiner Seite hörten, sahen, lasen, wurde uns durch imprimatur zuteil, in Fülle und immer sauber recherchiert und aufs Beste dargebracht. Ein kleiner Trost: wir sind ja alle mit der Zeitschrift und ihren Herausgebern und Artikelverfassern alt geworden, sind also belehrt und unterwiesen, wie sich das gehört. So haben wir doch einen guten Blick auf Gott und die Welt gewonnen, wofür an dieser Stelle ganz herzlich gedankt sei.“ (M. B. 12. 11.2022)

„im neuesten Heft von Imprimatur ist zu lesen, dass mit Ende dieses Jahres auch das Ende der Zeitschrift gekommen ist. Ich sehe das mit einem lachenden und einem weinenden Auge. Einerseits ist es schade um eine kirchenreformerisch inspirierte Zeitung, die zudem ihren regionalen Bezug nie verleugnete. Andererseits halte ich es auch für richtig aufzuhören, wenn die maßgeblich und langjährig Beteiligten schon aufgehört haben oder jetzt aufhören. Das genau gleich Profil können auch gutwillige Nachfolger so nicht liefern. Deshalb von mir als gelegentlich Beteiligten ein herzliches Dankeschön an die Macherinnen und Macher. Die Weisheit der Bibel weiß es ja auch: „Alles hat seine Zeit“ (L. L. 28.10.2022).

„... die Entscheidung, dass Ihr imprimatur nicht mehr weiterführt, hat mich doch getroffen, fast so wie vor Jahren der Abschied von der Orientierung. Ich kann ahnen,

dass Euch diese Entscheidung nicht leichtgefallen ist. Eure Gründe sind zu achten. Mit diesem Gruß möchte ich Euch vor allem danken, danken für Informationen, die mir sonst nicht in dieser Weise zugänglich waren, danken für wachsame Kritik. Ich kann hier nicht aufzählen, was mich besonders angesprochen hat, nun auch in der letzten Ausgabe. Mit Dank denke ich auch an die, die uns vorangegangen sind, so besonders an Hermann Münzel, einen meiner beeindruckendsten Weggefährten. - Habt Dank für Euer Engagement über so viele bewegende Jahre. Dank den kompetenten bestens informierten Autorinnen und Autoren, die Ihr gewonnen habt. Möge die Saat der Arbeit vieler Jahre noch lange Früchte tragen, kritische Wachsamkeit, Mut und langen Atem stärken“. (M. R. aus F.)

„... es macht mir etwas aus, wenn es Imprimatur nicht mehr geben wird! Ich verbinde mit dem gelben Heft zuerst einmal ein Gefühl, ein Gefühl wie Post aus der Heimat, kannte ich doch einige Männer und Frauen aus meiner Zeit im Saarland. ... Neben dem Heimatlichen, man könnte auch sagen neben der "Sprache", hat mich Imprimatur getröstet. Denn Trost brauche ich, den Trost, dass es auch noch andere Katholiken gibt, die sich nicht nur im Bedauern und Schämen aufhalten, auch nicht nur in den Träumen, wie Kirche sein sollte, sondern sich auf den Weg machen ("im Pilgerkleid") und an manchen Plätzen halt machen, um sich im gemeinsamen Gebet und Mahl zu stärken, auch mit der Strenge des argumentativen Dialogs.

Dazu gehört auch, dass ich z.B. auch viel über Interpretationen der Koranschriften und des Islam weiß und besser verstehen kann. So habe ich auch einige Ausgaben "Imprimatur" aufgehoben, um einiges nachlesen zu können, Verlässliches. So verbinden sich viele meiner eigenen Lebensabschnitte mit Imprimatur, und ich schreibe nicht nur, wie in einem Nachruf, sondern um Ihnen, Herr Ohlig, den Rechts und den vielen Anderen Dank zu sagen. Hoffentlich kommt dieser Dank so an, wie eine warme Tasse Tee oder Kaffee... saarländisch großzügig ... (U. G. aus V.)

Neben solchen z.T. sehr persönlichen Zuschriften, die zeigen, dass *imprimatur* für viele unserer Abonnent*innen mehr war als eine Zeitschrift, die man, wenn's gut geht, regelmäßig liest, erreichten uns auch einige quasioffizielle, institutionelle Stimmen, z. B. die Presseanfrage des Journalisten Felix Neumann von katholisch.de, dem Internetportal der katholischen Kirche Deutschlands:

„Sehr geehrte Damen und Herren, ich habe von der Einstellung von *imprimatur* auf der Webseite und im Vorwort gelesen. Gerne hätte ich im kommenden Jahr vom runden Jubiläum berichtet, nun also von der Einstellung.

Könnten Sie mir dazu noch Fragen beantworten? - Worin sehen Sie nach 55 Jahren Erfolge von *imprimatur*? - Sind Hoffnungen erfüllt worden? Was ist noch uneingelöst? - Das Ende kommt zu einer Zeit, in der Kirchenreformen so konkret wie wohl seit der Würzburger Synode nicht mehr diskutiert werden. Braucht es da nicht gerade jetzt ein Medium wie *imprimatur*? - Im Vorwort schreibt Karl-Heinz Ohlig, dass die Redaktionsarbeit bewusst nicht an Jüngere übergeben wurde. Warum ist es Ihnen so wichtig, die Zeitschrift nicht in andere Hände zu geben?“ (24. 10.2022)

Auch die ‚Institution‘ *Ökumenisches Netzwerk Kirche von unten* schreibt uns in der Person ihres Bundesgeschäftsführers Bernd Hans Göhrig:

„ schon der kurztitel ihres beitrags auf der umschlagseite hat mich stutzig gemacht - und meine befürchtung hat sich bestätigt: sie beenden das projekt *imprimatur*, wie schade! für viele menschen, die ich kenne - und es sind nicht nur personen in ikvu-gruppen - geht damit etwas sehr wichtiges verloren. ich selbst kenne *imprimatur* schon so lange, seit meiner zeit in der ksj freiburg in den 90er jahren, als hermann uns regelmäßig mit den neuesten heften versorgte ... sie schreiben, sie hätten darüber nachgedacht, das heft an jüngere zu übergeben, doch die bedenken haben überwogen - ich kann das gut nachvollziehen, zumal sie so viele jahre gemeinsam an diesem projekt gearbeitet haben, das ist mehr als ein zeitschriftenprojekt ... ich hoffe, sie und ihre redaktion gehen mit einem positiven rückblick und auch durchaus stolz auf

das geleistete in den "redaktionsruhestand"! was ich ihnen sehr gerne anbieten möchte: wir freuen uns für unseren *querblick* immer über beiträge gerade aus dem römisch-katholischen themenbereich, mit herzlichen grüßen und guten wünschen, ihr bernd hans göhrig“ (19.10. 2022)

Genug des Lobs, des Bedauerns und der guten Wünsche!

Aus den zitierten Stimmen wird m. E. zweierlei deutlich - das auch für die Frage, welche Chancen für Neues sich aus diesem Abschied ergeben, von Bedeutung ist:

Erstens war offenbar die Zeitschrift *imprimatur* für nicht wenige Leser*innen mehr als ein bloßes „Zeitschriftenprojekt“, sondern – wie Frau G. aus dem Saarland formuliert – „Heimat“ und eine Art Lebensbegleitung. Dies trifft auch für die Herausgeber*innen und Redakteur*innen zu! Wenn man auf die Anfänge zurückblickt (siehe unten: *Wie alles anfang...*) wird das mit Händen greifbar: Das „hartnäckige Dutzend der Empörten“ von 1968 war mehr als ein „Arbeitskreis“, obwohl der Verlag und die Redaktion als solcher bis heute firmieren. Es handelte sich zugleich um einen „Freundeskreis“, dem es sicherlich um eine ‚Sache‘, kurz gesagt: um Kirchenreform, ging, aber zugleich und in eins damit um Freundschaft untereinander. Zwar darf man sich diese nicht immer ganz idyllisch vorstellen, im Gegenteil: mehr als einmal krachte es ganz gewaltig – was auch zum Zerbrechen von Freundschaften und zum Austritt oder Hinauswurf führte. Ein Freundeskreis aber, auch wenn er sich im Lauf der Zeit durch Ab- und Zugänge verändert, kann nicht einfach „in andere Hände“ gegeben werden. Das ist letztlich der Grund, warum wir *imprimatur* nicht von „Nachfolgern“, von „Jüngeren“ weiterführen lassen (wollen).

Andererseits wird aus den zitierten Stimmen auch bisweilen deutlich, dass der Wunsch besteht, dass es irgendwie weitergeht, in welcher Form auch immer. Dass der Kreis der Redakteure durch Tod dezimiert ist und die Übriggebliebenen alt und mehr oder weniger krank sind, bedeutet, auch theologisch betrachtet, ja keineswegs das absolute Ende. Hier sei nur an das

Wort Karl Rahners erinnert:

„Wir Alten sind noch nicht fertig.“

(K. R., Zum theologischen und anthropologischen Grundverständnis des Alters, in: Schriften zur Theologie XV, Zürich u.a. 1983, 315 – 325, hier 320). Rahner – der Doktorvater unseres aktuellen Redaktionsleiters – sagte und schrieb das im Alter von 78 Jahren! Auch wenn die heutigen und „Macher“ – eine Frau und drei Männer – am Ende ihrer *Vita activa* (Hannah Arendt) stehen, fühlen sie sich nicht von der Verpflichtung entbunden, zu überlegen:

Wie könnte es ohne uns - oder mit unserer verbleibenden Restaktivität – weitergehen?

Der oben zitierte Bundesgeschäftsführer Bundesgeschäftsführer von IKvU, Bernd Hans Göhrig, gibt uns den Hinweis, dass wir Beiträge von uns selbst und/ oder von „unseren“ Autorinnen und Autoren weiterhin über die Plattform **Querblicke** des *Ökumenischen Netzwerkes* verbreiten könnten. Wir waren ja bisher schon, immer wieder bei einzelnen Gelegenheiten und Projekten, in dieses Netzwerk eingebunden; das könnte in Zukunft verstetigt werden. Was dies konkret für unsere Leser*innen und Abonnent*innen bedeuten würde, müsste im Einzelnen geklärt werden (wozu aber zur Zeit, während der Arbeit an der letzten Nummer, die nötige Zeit fehlt).

Auch intern haben wir bereits überlegt, wie es mit *imprimatur* in nochmals veränderter Form -nach der Umstellung von 8 auf 4 gedruckte Hefte pro Jahr - weitergehen könnte. Unter dem Arbeitstitel **imprimatur-forum**, in Analogie zur Fortführung von *Publik* durch das heute noch existierende *Publik-Forum*, stellen wir uns eine Umstellung auf digitale Verbreitung vor. Dies könnte über den bisherigen Provider geschehen, über den schon jetzt unsere gedruckten Ausgaben, nach gebührendem zeitlichen Abstand, online gestellt werden. Wir haben das Glück, dass der Stellvertretende Bibliotheksdirektor i.R., Matthias Müller, unserer Redaktion angehört; er hat sich grundsätzlich bereit erklärt, die technischen Voraussetzungen für diese Weiterführung als *imprimatur-forum* zu klären und gegebenenfalls zu etablieren.

Beide angesprochenen Lösung setzen voraus – und dies ist sehr wichtig, **wenn Sie**

als Abonnent*innen mit uns in Verbindung bleiben wollen! – dass Sie uns **Ihr Interesse an *Querschnitt* oder *imprimatur-forum* mitteilen**, und zwar durch eine Email an:

redaktion@imprimatur-trier.de,

zur Sicherheit parallel auch an:

w.mueller@imprimatur-trier.de

und zur weiteren Sicherheit als c/c an

wernermueller-sb@t-online.de. –

mit einem einzigen Satz: „Ich bin interessiert...“ und Ihren Kontaktdaten (bitte auch Postadresse zur Abgleichung mit der Abonnenten-Datei).

Wenn sich eine genügende Zahl von Interessenten meldet – etwas zahlreicher als das Apostelkollegium sollten wir schon sein! – wird das jüngste Redaktionsmitglied sich um die oben skizzierten „Lösungen“ kümmern. Vorerst steht aber erst die Endredaktion der allerletzten Ausgabe von *imprimatur* an. Wir schaffen das!

Werner Müller

Benno Rech

Die Glosse

Rauschheim Matthäi am Letzten

Lieber Sozisepp,

in letzter Zeit hab ich mich immer wieder gefragt, was mich antrieb, dir fast über 50 Jahre Briefe zu schreiben. Ich als braver Katholik erlebte dich als einen gewerkschaftstreuen Gleichaltrigen. Das empfand ich als Provokation. So wollte ich dich bekehren zu meiner katholischen Gesinnung. Und dann blieb zum Glück die Spannung zwischen dem Gewerkschaftsmensch und dem eingeschworenen Katholik ein halbes Jahrhundert erhalten. Einig waren wir uns darin, dass wir beide kleine Revoluzzer sein wollten, du für deine Gewerkschaftsleute ich für die Kirche. Dabei haben wir

nicht wenig voneinander gelernt. Unsere Briefe haben wir in der aufmüpfigen Kirchenzeitung imprimatur zum Fenster hinaus geschrieben. Durch lange Erfahrung habe ich gemeint, wir erreichen nichts.

Als ich einmal wieder ganz resignativ da saß, flattert mir ein Brief vom Bischof Stein ins Haus mit nur einem Satz: „Hiermit be- rufe ich Sie zu meinem persönlichen Berater.“ Verdutzt schrieb ich auf der Stelle zu- rück: „Offensichtlich irren Sie sich in der Person. Ich bin derjenige, der Ihnen mit seinen Attacken gegen die katholische „Bildpost“ als Hetzblatt, das in den Kirchen direkt neben dem Beichtstuhl verkauft wird, zum Dauerbrenner geworden ist. Als Dieter Bott in seiner Fernsehsendung „Panorama“ meine Entlarvungen aufgegriffen und verstärkt hat, brachte das Ihnen gehö- rige Scherereien ein.“ Bischof Stein antwor- tet postwendend: „Kommen Sie am Sonn- tagnachmittag zum Kaffeetrinken mit mir und meiner Mutter.“

Er begann das Gespräch mit der Frage an mich: „Warum habe ich Sie berufen?“ Ich sofort: „das gerade hab ich ja nicht ver- standen.“ Darauf er: „Ich habe viele Bera- ter, die raten mir zu dem, wovon sie an- nehmen, dass ich es hören will. Bei Ihnen bin ich mir sicher, dass Sie mir Ihre ehrli- che Meinung sagen.“ Die katholische Bild- post hatte inzwischen auf einer ganzen Sei- te meine ehrliche Meinung zurückgewiesen mit der Schlagzeile: „Der Scharfmacher von Panorama“. Daneben gab es ein entstelltes Foto von mir. Übrigens, der Bischof hat den Verkauf der Bildpost in den Kirchen verboten.

Was ich dir mit dieser Episode aus meinem Leben sagen will: Dass unsere beiderseiti- gen Aufmüpferien, du bei den Gewerk- schaftssitzungen, ich im Pfarrgemeinderat und Diözesanrat, nicht ohne Wirkung wa- ren. So hab ich den Mut zu glauben, dass bei der Arbeitnehmervertretung wie beim Synodalen Weg manche unserer Vorschläge an Boden gewinnen. Somit haben wir über 50 Jahre nicht nur ins Blaue geredet. Jetzt sind wir alt geworden und hören auf, nicht ohne Zuversicht für unsere zwei „gesell- schaftsrelevanten“ Institutionen.

Leb wohl alter Kamerad, sagt dir Josef Bier alias Benno Rech

Hermann Münzel (gest.) / Werner Müller

Zu guter Letzt: Wie alles anfang...

Im Frühjahr 1968 schrieb einer der Stell- vertreter des Regens eine Artikelserie über den Zölibat, über seine Würde, seine Schön- heit, seine Größe, seinen Nutzen, seine Un- aufgebbbarkeit, seine segensreichen Folgen und seine Gottgewolltheit und wer weiß noch was, im *Paulinus*, der hiesigen Bis- tumszeitung. Vier Leute im Kirchendienst, vor allem jüngere Priester, ärgerten sich über diese unsägliche Serie, ein Musterbei- spiel schmonzöser Theologiekitterei; es stimmte hinten und vorn nicht. Einer mit Wut im Bauch schrieb dann endlich mal ei- nen kleinen Leserbrief dagegen – und be- kam ihn zurück. Noch einmal: Er bekam ihn zurück! Die Empörung war riesig. Sie zündelte wie ein Lauffeuer, und wiederum einige wenige einzelne schritten zur „Tat“: erst am Telefon, dann beim Konveniat be- schloss man, den Brief mit vielen, vielen Namen (alles Priesternamen, versteht sich) noch einmal der schwerhörigen Redaktion des *Paulinus* zu schicken. Die Sammellei- denschaft setzte ein: unter den abgelehnten Leserbrief setzten gut hundert Trierer Diö- zesanpriester ihren Namen. Aber das Er- gebnis war dasselbe. Der Brief kam un- freundlich zurück. Was blieb dem hartnä- ckigen Dutzend übrig?

Sie setzten sich hin und schrieben an den ganzen Bistumsklerus – das waren damals noch mehr als tausend Briefe – und an den Bischof. Der Bischof (Bernhard Stein) zeig- te Übersicht und kluge Gelassenheit. Er ordnete an, dass die Kontrahenten, näm- lich der Subregens und das empörte Dut- zend Priester in Trier zu einem Versöh- nungsgespräch zusammenkommen muss- ten., im Juli 1968. Es war eine in jeder Hinsicht heiße Zeit. Das Gespräch war inte- ressant, aber unfreundlich. Man konnte sich auf keine gemeinsame Linie einigen. Der Bischof ging danach einen entschei- denden Schritt weiter:

Er ordnete eine wissenschaftliche Studientagung zur Geschichte und Theologie des Zölibats an, und jeder Priester konnte daran teilnehmen. Im Oktober 1968 kamen im Hedwig-Dransfeld-Haus zu Bendorf über hundert Priester zusammen, die Referenten waren so kompetent wie kritisch. Von der hohen Unaufgebbbarkeit des Zölibats blieb nicht viel übrig. Zu jener Tagung erschien jenes durch die Leserbriefaffäre empörte knappe Dutzend Priester mit der frisch gedruckten Nummer Eins einer neuen winzigen (12 hektographierte Seiten) Zeitung, die damals noch den Titel trug *imprimatur. meinungen, nachrichten, kritik aus der trierer kirche*.

Nr. 1 wurde verschenkt, fast tausend Stück, Nr. 2 bekam nur noch, wer sie abonnierte – das waren über 300 Bezieher. Der Jahrespreis wurde mit ca.(!) 6,50 DM angegeben. Heute ist er siebenmal so hoch, gerade wie die Zahl der Abonnenten.

Geblichen ist der Grundsatz: Wer Herausgeber ist, muss auch schreiben, und niemals werden Honorare gezahlt.

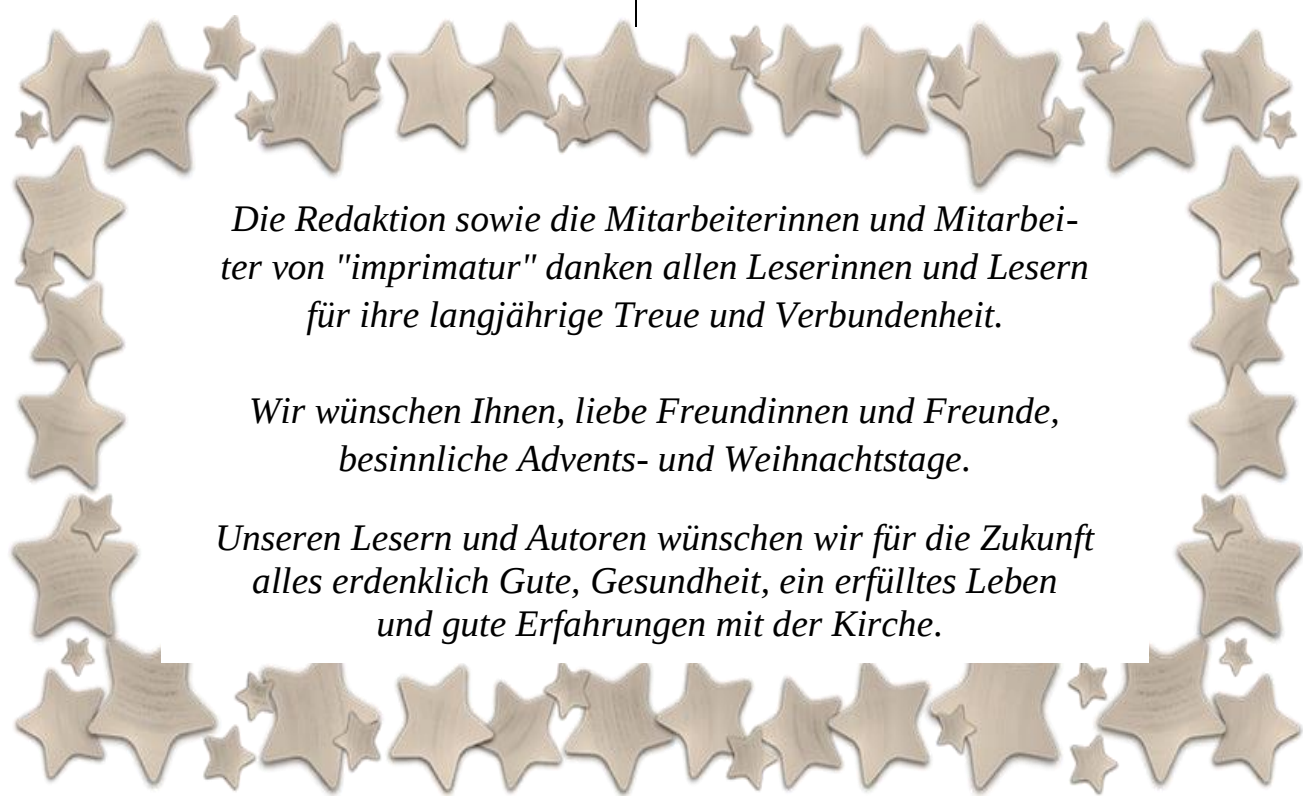
Ach ja, der Name. Das Dutzend der Empörten traf sich natürlich wegen der Hitze des Tages nach jenem Versöhnungsversuch im Juli 1968 zu einem kühlen Bier, in der *Kiste*, einer Trierer Kneipe, und der Beschluss, von nun an eine Zeitung zu schreiben, fast jeden Monat, war beinahe spontan. Plötzlich lag der Name auf dem

Tisch: *Es muss gedruckt werden! Imprimatur.*

Für die abgelehnten Leserbriefe aber sind wir dem Paulinus heute noch dankbar.

Hermann Münzel

Quelle: undatiertes, unnummeriertes Blatt, maschinenschriftlich, im imprimatur-Archiv Trier, Titel: *Wut im Bauch. Wie so eine Zeitschrift entsteht*. - Es bleibt der künftigen kirchenhistorischen Forschung aufgegeben, das Datum („heute“) genauer zu eruieren. – Als der Archivar vor wenigen Tagen einen aus dem „hartnäckigen Dutzend der Empörten“, der wegen seines Alters nicht mehr aktiv dabei ist, in einer anderen Trierer Kneipe zufällig traf, berichtete er spontan, mit leuchtenden Augen und Emphase in der Stimme, genau die hier vom ersten „Chefredakteur“ schriftlich festgehaltenen Begebenheiten (und noch einiges mehr...). Wenn mündliche und schriftliche Tradition so exakt übereinstimmen, kann's nur die Wahrheit sein!



Die Redaktion sowie die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von "imprimatur" danken allen Leserinnen und Lesern für ihre langjährige Treue und Verbundenheit.

Wir wünschen Ihnen, liebe Freundinnen und Freunde, besinnliche Advents- und Weihnachtstage.

Unseren Lesern und Autoren wünschen wir für die Zukunft alles erdenklich Gute, Gesundheit, ein erfülltes Leben und gute Erfahrungen mit der Kirche.